HG
M5144vo

Meinecke, Friedrich

Von Stein zu Bismarck.

Band 93.

Deutsche Bücherei.

Von Stein zu Bismarck

Historische Aufsätze

von

Friedrich Meinecke

Professor an der Universität Freiburg i. B.

Geh. 30 Pf., geb. 60 Pf.

Verlag Deutsche Bücherei G.m.b.H.

Berlin

Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin W. 10.

Weltbürgertum und Nationalstaat

Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates

von

Friedrich Meinecke.

498 Seiten 8°. Preis brosch. M. 10.—,
in Halbpergament geb. M. 12,—.

Das Werk zerfällt in zwei Bücher, deren erstes den Titel führt: „Nation, Staat und Weltbürgertum in der Entwicklung des deutschen Nationalstaatsgedankens" und eine Art Geschichte des Nationalstaatsgedankens in Deutschland, insbesondere seines konservativen Zweiges vom Ausgange des 18. Jahrhunderts an bis zu Ranke und Bismarck von bestimmten Gesichtspunkten aus zu geben versucht. Es werden in einer Reihe monographischer, aber untereinander sachlich verbundener Essays die nationalen und nationalstaatlichen Ideen der führenden Denker vor allem behandelt (Humboldt, Novalis, Friedrich Schlegel, Fichte, Adam Müller, Stein, Gneisenau, Niebuhr, Haller und der Kreis Friedrich Wilhelms IV., Hegel, Ranke und Bismarck). Es wird gezeigt, daß hier ein bedeutender geistig-politischer Zusammenhang vorliegt, der aus der kosmopolitischen Welt des 18. Jahrhunderts ohne Sprung hinüberführt in den nationalpolitischen Realismus des 19. Jahrhunderts.

Das zweite Buch führt den Titel: „Der preußische Nationalstaat und der deutsche Nationalstaat" und gibt die nähere Ausführung und Begründung des vom Verfasser auf dem Stuttgarter Historikertage von 1906 gehaltenen Vortrages: „Preußen und Deutschland im 19. Jahrhundert". Es steht in enger Beziehung zu den Problemen des ersten Buches und behandelt die Ansprüche, die seitens der Vertreter des liberalen deutschen Nationalstaatsgedankens an den preußischen Staat gestellt wurden, ihre Forderung, daß Preußen als Preis für die Erhebung der Hohenzollern auf den deutschen Kaiserthron seine Staatspersönlichkeit aufgeben und „aufgehen solle in Deutschland" und die politische Bedeutung dieser Forderung auch für die Gegenwart

Deutsche Bücherei
Band 93

Von Stein zu Bismarck

Historische Aufsätze

von

Friedrich Meinecke

Professor an der Universität Freiburg i. B.

Verlag Deutsche Bücherei
G. m. b. H.
Berlin W 35, Kurfürstenstr. 146.

HG
M 5144 V0
636282
28.5.56

Herausgegeben von Gymnasial-Oberlehrer
Dr. phil. A. Reimann, Berlin S. 59.
Druck von Otto Koobs, Berlin W. 35.
Verlag Deutsche Bücherei G. m. b. H.
Berlin W. 35, Kurfürstenstr. 146.

Sämtliche Rechte bleiben dem Verfasser vorbehalten.

Meiner Frau

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/vonsteinzubismar00meinuoft

Vaterländische und religiöse Erhebung am Anfang des XIX. Jahrhunderts.*)

Will man die vaterländische und religiöse Erhebung des deutschen Volkes in den Jahren des Befreiungskampfes recht verstehen, so muß man zurückgehen auf die Nachwirkungen, welche die Reformation im Denken und Fühlen der protestantischen Bevölkerung Deutschlands hinterlassen hatte.

Es war keine bloße romantische Verklärung der Vergangenheit, wenn einige Generationen später so oft die lautere schlichte Frömmigkeit der Väter und Großväter gepriesen wurde. Überall, wo uns Briefe, Tagebücher und Lebenserinnerungen hineinführen in die Welt des kleinen Mannes, des Bauern, Handwerkers, Soldaten, aber auch des niederen Beamten und Offiziers, stoßen wir auf Äußerungen eines einfachen und massiven Gottvertrauens und einer treuen und naiven Pflege kirchlicher Sitten und Gebräuche. Die Bibel war die geistige Nahrung des Kindes, des Mannes und Greises. Bei den Herden meiner Kühe, sagt Ernst Moritz Arndt von seiner Kindheit, um die Teiche, in den Büschen lebte ich mit den Erzvätern des Altertums. Man muß es sich nur klar machen, was solch unmittelbarer Umgang mit den lebenatmenden Gestalten der heiligen Geschichte bedeutete im Gegensatze zu der im Wunder schwelgenden und doch eintönigen und lebensarmen Welt der katholischen Legenden. Man weiß, was selbst für Goethe die Bibel gewesen ist. Ein einfacher und schlichter Sinn, wie er in den Massen

*) Aus Werkshagen, der deutsche Protestantismus im 19. Jahrhundert, 1901. S. die Anzeige am Schluß des Bandes.

des protestantischen Deutschland lebte, fand in der Bibel nicht sowohl schwere dogmatische Spekulation, sondern Menschenschicksal mit seinem ewigen inneren Zwiespalt zwischen Gut und Böse und Gottes Vaterhand strafend oder segnend darüber ausgestreckt. Einfache, aber kräftige ethisch-religiöse Impulse erwuchsen daraus, Gottes Willen immerdar zu tun und unerschütterlich auf ihn zu vertrauen auch im schwersten Herzeleid. Hier gab es keinen Zwiespalt zwischen Wissen und Glauben, sondern ein rein gemütliches und kindliches Erfassen der göttlichen Heilsbotschaft und eine vorwiegend praktische Frömmigkeit. Diese Sinnesweise ist nun von einer historischen Bedeutung gewesen, die man gar nicht hoch genug anschlagen kann. Sie war das Ferment des Staates und der Gesellschaft. Sie war allerdings mehr passiv als aktiv gerichtet und forderte mehr Gehorsam, Ergebenheit und Treue im Kleinen, als starkes und begeistertes Hervortreten. Aber solcher Menschen eben bedurfte der Staat Friedrichs des Großen. Seine Soldaten sangen im Felde die alten protestantischen Lieder; seine Beamten konnten nur dadurch, daß solche Gesinnungen da waren, zu der strengen, peinlichen Pflichterfüllung erzogen werden, die das reich sich entwickelnde und immer neue Aufgaben stellende Staatswesen verlangte. Und andererseits reicht die Wirkung dieser praktisch-frommen Gesinnung bis in die höchsten Spitzen der geistigen Erhebung, die Deutschland gegen Ende des Jahrhunderts erlebte. Wohl lag dazwischen immer noch eine harte Kruste, die Tradition der theologischen Dogmatik, die sich in den Schulen und Universitäten fortpflanzte. Aber nachdem ein so rücksichtsloser Denker wie Kant sie durchbrochen und auseinandergesprengt hatte, blieb ihm doch das Andenken seiner frommen Eltern lebendig, und die praktische Religion, die er im schroffen Gegensatze zu dem spekulativ-dogmatischen Lehrgebäude der Kirche zu begründen unternahm, trägt unverkennbare Spuren eines Zusammenhanges mit dem volkstümlich-praktischen Christentum seiner Kinderzeit. Ganz im Großen aber treten diese Einwirkungen hervor, wenn man den inneren Charakter der deutschen Auf-

klärungsbewegung mit dem der englischen und französischen vergleicht. Hier kommen auch noch die Einwirkungen der pietistischen Bewegung hinzu, um ein stärkeres und regeres Innenleben zu entwickeln. Das Gemüt spricht von vornherein mit und begleitet den Verstand auf seinen Entdeckungszügen. In England und Frankreich regt sich sehr bald die Tendenz, die geistigen und sittlichen Erscheinungen den natürlichen gleichzusetzen und sie mechanisch gleich Naturkräften zu erklären. Die deutsche Aufklärungsbewegung dagegen hält daran fest, daß die Welt des Geistes ihre eigenen Gesetze habe. In Frankreich wurde das Tischtuch zerschnitten zwischen Kirche und Philosophie, in Deutschland erweckte das écrasez l'infame Voltaires nur schwachen Widerhall. Warum auch, man erlebte es ja, daß sich die protestantische Geistlichkeit mit jedem Jahrzehnt mehr modernisierte, Wunder und Dogmen fallen ließ und sich einer allgemeinen, von der Vernunft gereinigten Lehre befleißigte.

Freilich, was so übrig blieb, war zuletzt vielfach ein recht nüchternes und kahles Ding, eine Morallehre, für die das Gute mit dem Nützlichen zusammenfiel und deren innere Gemütswärme so schließlich doch zu erkalten drohte. Aber immerhin, es ist für die Folgezeit von unermeßlicher Bedeutung gewesen, daß der Riß zwischen überliefertem und zwischen modernem Denken und Glauben nie so tief wurde, wie in Frankreich, daß Verbindungsglieder, wenn auch oft recht schwache und gebrechliche, bestehen blieben. Darauf kam nun alles an, daß diese Brücken und Stege neue und stärkere Fundamente erhielten, daß neues frisches Blut dem Körper zugeführt wurde. Sonst drohte schließlich doch die Gefahr, daß die regeren Geister der Nation, die Träger des blühenden Geisteslebens, sich endgültig abwandten von den entseelten und ausgehöhlten Formen des alten Glaubens.

Diese Gefahr konnte dem Zeitgenossen wohl noch größer erscheinen, als dem Nachlebenden, der die in der Tiefe damals noch wirkenden religiösen Mächte besser überschauen und abschätzen kann. In seiner äußeren

Erscheinung, im Leben und Wirken der Kirche, schien aber der Protestantismus in dem letzten Jahrzehnt des XVIII. Jahrhunderts fast am Ende seiner Kraft angelangt. In der preußischen Landeskirche versuchte das Wöllnersche Regime, durch das Religionsedikt von 1788, die freieren Richtungen zu unterdrücken und eine enge dogmatische Glaubensformel als den Geßlerhut aufzupflanzen, den jeder Geistliche, überzeugt oder nicht, zu verehren habe. Aber während sonst wohl der Kampf um bedrohte Güter die schlummernden Geister wieder zu wecken vermag, war die Abwehr der angegriffenen rationalistischen Partei zwar laut und wortreich, aber ohne innere Kraft. Die rationalistischen Geistlichen hatten in ihrem an sich achtbaren Bemühen, dem Volke und Staate praktisch zu nützen, Kenntnisse und Aufklärung zu verbreiten und das, was sie unter Menschenglück verstanden, zu befördern, ihre eigentliche Aufgabe vergessen, die frohe Botschaft vom Reiche Gottes an die Mühseligen und Beladenen zu verkünden. Nicht ohne starke Mitschuld des Staates selbst. Dem Staate des XVIII. Jahrhunderts galt die Kirche in erster Linie als ein Mittel der Macht, um Gehorsam und Wohlverhalten der Untertanen zu erzielen oder, wenn er sich seine Aufgaben höher steckte, sie zu allerlei nützlichen und guten Werken zu erziehen. So sank der Geistliche schließlich fast zum Polizeibeamten herab, der von der Kanzel herab den einen Sonntag das Edikt vom Abschießen der Spatzen, am folgenden das von der Pflege der Obstbäume abzulesen hatte. Da war es kein Wunder, daß die Kirchen leer wurden.

Und das in einer Zeit, welche eine Entfaltung des Innenlebens, eine Regsamkeit aller geistigen und gemütlichen Kräfte sah, wie nie zuvor. Wessen Seele dürstete nach Erhebung und Reinigung seiner selbst und nach tieferem Verständnis von Welt und Menschenleben, der fand in den neu und wunderartig erschlossenen Quellen der Dichtung und Philosophie schier überreiche Befriedigung. Aus Kant und Schiller wehte der Odem reiner und erhabener Sittlichkeit und Goethes Wilhelm Meister stellte ein neues, still und klar glänzendes Lebens-

ideal auf, in dem der Zwiespalt zwischen Natur und Geist fast ohne Kampf überwunden schien. Alle edlen Triebe und Anlagen des Innern konnten, so schien es, sich in diesem reinen Äther entfalten, nicht bloß Vernunft, nicht bloß Phantasie, nicht bloß strebender Wille, sondern jede Individualität nach ihrem ureigenen Gesetze. In der Erweckung des Individuums gipfelte alles. Auch wo das Bedürfnis fehlte, die Geheimnisse der Individualität wissenschaftlich kühl zu untersuchen, nahm man sie doch hin als die lebendige und wirkende Kraft und man hatte das stärkste Bedürfnis dabei, allen ihren verschiedenartigen Regungen liebend nachzugeben und ihre Empfindungen mannigfaltig auszubilden bis zur feinsten Verästelung. Die Fähigkeit, sich selbst und andere in Geist und Empfindung zu belauschen, die so entwickelt wurde, ist schlechthin erstaunlich. Wir, die wir wieder gröber und derber empfinden als jenes Geschlecht, können das überhelle Licht, mit dem es sein Innenleben beleuchtete, kaum ertragen; manche Gedankengänge und seelische Stimmungen sind uns wegen ihrer Feinheit und Kompliziertheit kaum noch verständlich.

Wir bewundern diese hochgesteigerte Reizbarkeit und Empfänglichkeit der Organe und erfreuen uns der wissenschaftlichen Früchte, die daraus erwachsen sind, denn damals wurde jene eigenartige, alle geistigen und seelischen Kräfte zusammenfassende Methode, die uns das Verständnis der geschichtlichen Welt erst voll erschlossen hat, zuerst mit vollem Nachdruck gehandhabt. Wie aber mußte es denen, die inmitten dieser Bewegung standen, selbst ergehen? Indem die überlieferten Begriffe und Glaubenssätze sich auflösten in das flüssige Spiel subjektiver Erregungen, verlor man vielfach den festen sittlichen Halt. Die Selbstherrlichkeit der moralischen Persönlichkeit, von Kant und Fichte im reinsten und erhabensten Sinne verstanden, durchbrach in anderen, minder gefestigten Naturen alle Schranken. Man hat mit Recht auf gewisse Züge geistiger und sinnlicher Genußfähigkeit hingewiesen, die nur in der italienischen Renaissance, dem Zeitalter der Entdeckung des Individuums

ihresgleichen finden. Aber während die italienische Renaissancekultur von vornherein den Keim des Verfalls in sich trug, verlief die mehr nach innen gewandte deutsche Bewegung in anderen Bahnen. Die Augen, die in das von der Philosophie entzündete Licht sahen, begannen schließlich manchem zu schmerzen und suchten das wohltuende Dunkel. In der Aufrührung aller inneren Kräfte regten sich am Ende dunkle, geheimnisvolle Gefühle, welche den Versuchen des reflektierenden Verstandes, sie zu zerlegen und zu deuten, sich entzogen. „Vermag der Mensch," so rief der jugendliche Romantiker Wackenroder 1797 aus, „die Geheimnisse des Himmels aufzuhellen? Glaubt er verwegen ans Licht ziehen zu können, was Gott mit seiner Hand bedeckt? Darf er wohl die dunkeln Gefühle, welche wie verhüllte Engel zu uns niedersteigen, hochmütig von sich weisen?"

Aus diesem tiefen Bedürfnisse heraus machte man nun mit einem Male eine neue Entdeckung. Jene ungewisse Ahnung von tieferen Zusammenhängen des Lebens und der Welt, die dem zergliedernden Verstande allein nicht zugänglich seien, wurde mit einem Schlage zur hellen, frohen Gewißheit, als Schleiermacher im Jahre 1799 seine Reden über die Religion „an die Gebildeten unter ihren Verächtern" herausgab. Hier führte ein Denker, der an dialektischer Schärfe seinesgleichen suchte, die klügelnden Gedanken wieder zurück zu dem Urgrunde alles Seins und Denkens und lehrte sie bescheiden zurücktreten und anderen Kräften der Seele den Vortritt zu lassen, wenn sie sich dem verhüllten Antlitze der Ewigkeit nahen wolle. In unmittelbarer innerer Anschauung und Gefühl, so lehrte er, ergreifen wir das Unendliche, gelangen wir zu Gott, der in und über der Endlichkeit waltet. Er wies das Bedürfnis sowohl wie die Fähigkeit des Menschen nach, unbeirrt durch alle Zweifel und Einwürfe des Wissens und der fortschreitenden Erkenntnis, Gott zu suchen und zu finden.

Schleiermacher verließ mit diesem glänzenden Entdeckungszuge durchaus nicht die Grenzen der damaligen

deutschen Geistesbewegung. Auch diese Tat war die Tat gesteigerter Innerlichkeit und tieferer Selbstbesinnung, eine Frucht des idealistischen Individualismus. Aber sie war nicht möglich ohne jenen Untergrund des schon vorhandenen und durch den Pietismus gesteigerten religiösen Volkslebens, dem wir vorhin unsere Aufmerksamkeit zugewendet haben. Man hat es an Schleiermachers Entwickelung überzeugend nachgewiesen, daß vor allem die Erfahrungen seiner in der Brüdergemeinde verlebten Jugend ihm das Wesen religiösen Lebens erschlossen haben. Er durchbrach dann wohl die engen Formen, in die es dort eingeschlossen war, aber er rettete den Inhalt hinüber in die neue Gedankenwelt, die er schuf.

Man muß überhaupt die Lebensläufe der damaligen Menschen studieren, um das Wesen und die inneren Gründe des religiösen Aufschwunges und seines Zusammenhanges mit der vaterländischen Erhebung zu erkennen. Wir wählen uns hier Ernst Moritz Arndt und den Freiherrn vom Stein als Führer zu den neuen Höhen, die jetzt vor unserem Blicke auftauchen — sie, deren Gestalten so lange leuchten werden, als es einen eigenartigen deutschen protestantischen Geist gibt.

Arndts Heimat ist das Ländchen Purbus auf der Insel Rügen, — „mit seinen Hügeln, Wäldern, Hünengräbern, Grab- und Opfersteinen, Küsten, Inseln und Halbinseln selbst ganz eine Romanze und ein Gedicht". Im stattlichen Gutshause zu Schoritz, wo sein Vater, ursprünglich ein Leibeigener, als Pächter saß, wurde er am zweiten Weihnachtsfeiertage 1769 geboren. Liest man seine Jugenderinnerungen, so wird man fast an jene eigenartige stimmungsreiche Welt erinnert, die man aus Theodor Storms Dichtungen kennt, mit ihrem gleichmäßigen und doch so geheimnisvollen Meeresbrausen, mit ihren Buchenwäldern und weiten Wiesen. Aber die Menschen, die Arndt uns da zeichnet, waren frischer,

heller und kraftvoller. Das starke heiße „Arndtblut" seiner Familie, diese „wilden, freudigen Gesellen", das gab dem Leben von vornherein einen mächtigeren und kühneren Zug, auch inmitten der überlieferten Vorstellungen und Gedanken, die zunächst auf ihn wirkten. Hier lebte der Gott Luthers, ein Gott, der „Spaß verstand". Die Märchen und die Bibel, in die ihn die Mutter, eine fromme und tapfere Frau, einführte, das war die Nahrung seiner Kindheit. Er nennt diese Zeit später selbst die des „ungestörten christlichen Glaubens" und wird uns dadurch ein wertvoller Zeuge für das, was wir oben ausgeführt haben. Dann kamen aber bald die Einflüsse der neuen poetischen und Aufklärungsliteratur, vermittelt durch die Hauslehrer, die „Lesekerle", ein Wort, das mehr malt, als wir ausdrücken können. 1787 bezog er als ein starker und frischer Jüngling die gelehrte Schule in Stralsund. Inmitten des Sinnengenusses, dem seine Genossen sich hier ergaben, erwachte eine tiefe und ernste Stimme in seinem dunklen Herzen, „in das ich selbst nicht klar hineinsehen konnte". Er floh von der Schule und ließ sich schließlich in das elterliche Haus zurückführen. Was er dann in seiner Studienzeit in Greifswald und Jena und in den dann folgenden Hauslehrerjahren innerlich durchmachte, ist auch in eine gewisse Dämmerung gehüllt, die aber gerade für ihn charakteristisch ist. Ein kräftiger Bauernsohn, heißblütig und lebensfroh und doch zur inneren schwermütigen Einkehr neigend, geistig überaus empfänglich und begeisterungsfähig und doch mit Bauerntrotz gegen Künsteleien und Finessen des Verstandes sich auflehnend, das gibt inmitten der innerlich und äußerlich revolutionären Strömungen und Ereignisse der neunziger Jahre Übergangstöne und Farbenmischungen, die sich gar nicht fixieren lassen. Ab und zu fällt ein heller Blitz da hinein und zeigt schroffe Gegensätze. „Frisch und frei," schreibt er 1796 einmal, „wie ich ins Leben hineinsehe, das ich darum für kein Rosenwandeln halte, dünkt mich der Mensch und die Erde allenthalben des Herrn." Aber 1802, also ganz nahe nach dieser Zeit, bezeugte er von sich: „Ich betete als Knabe mit Inbrunst,

lachte und spottete als Jüngling mit Frechheit." Indessen solche Gegensätze verdämmern wieder gleich gegenüber dem Gesamteindruck einer gesunden, naturwüchsigen, beinahe triebartigen Entwickelung. Weniger ein bewußter Zweck als ein instinktiver Drang führte auch dann in den nächsten Jahren den rüstigen Fußwanderer nach Österreich, Ungarn, Italien und Frankreich, inmitten von Krieg und Kriegsgeschrei; nach seiner Rückkehr trat er 1800 in die akademische Laufbahn in Greifswald ein. Und jetzt kam es heraus aus ihm, was diese Jahre hindurch in ihm gegärt hatte, unklar und unreif, aber schon mit der ganzen packenden, bilderreichen und feurigen Sprache, mit jener Verbindung von natürlichem Schwunge und ein klein wenig manieriertem Stil, die fast jedem seiner Worte und Sätze fortan sich aufdrückte. In seiner Schrift „Germanien und Europa" 1802 finden wir, was wir suchen: den Durchbruch einer neuen, eigenartigen Lebensgesinnung in ihrem ersten Stadium, ein Stück Morgenrot des neuen Tages. Es ist ein historisch überaus reizvoller und lehrreicher Anblick, aus diesen sprudelnden und sich überstürzenden Ergüssen den wilden und freudigen Gesellen der Jugendzeit mit seinem goldenen und frommen Gemüte wieder herauszuerkennen, aber stark durchfurcht von den Einflüssen des Zeitgeistes, die er inzwischen durchlebt hat. Geist und Seele, das ist sein Grundgedanke, liegen heute im Kampfe. Die Welt ist im Laufe der letzten Jahrhunderte gar zu sehr vergeistigt worden auf allen Gebieten und nicht zuletzt auf dem der Religion. „Man sichtete, läuterte und reinigte mit einem seltenen Fleiße und ebenso vieler Gelehrsamkeit als Scharfsinn den Augiasstall, den Wahn und Aberglaube und Zufall gefüllt hatten. Alles sollte auch hier zur Klarheit kommen, alles streng und schulgerecht durch die Demonstration laufen, was doch bestimmt war, unschuldig und kindlich als das Heiligste im Menschen in den verborgenen Tiefen seines Inneren ruhen zu bleiben. Es geschah also, was geschehen mußte: indem man ehrlich meinte, dem Menschen die reinste Religion zu geben, entriß man ihm alle Religion." Was war nun aber das Wesen der Religion, nach der

er sich sehnte und die er wieder in ihre Rechte einsetzen wollte? Es ist schwer darauf zu antworten. Ihm fehlte nicht die Tiefe der Empfindung, wohl aber die Schärfe des Geistes, die Schleiermacher befähigte, die rechten Worte für die neuen Gedanken zu finden. Wir finden bei Arndt nur starke, elementare Eruption, aber er will offenbar etwas Ähnliches wie Schleiermacher: Religion als das Leben der Seele mit Gott, eine Sphäre für sich, in die der klügelnde Verstand nicht hineinreden darf, ein eingeborener Trieb des Menschen. Die kirchlichen Dogmen bestreitet er weder noch verteidigt er sie, aber er scheint zu meinen, daß in den überlieferten heiligen Geschichten und Gebräuchen ein wertvolles Etwas liegt, das von dem stillen und frommen Gemüte ergriffen wird, und das der Verstand deswegen nicht zerstören darf, weil es irrationell erscheint. Klarer tritt hervor, was er nicht will. Er protestiert leidenschaftlich gegen den ganzen aufklärerischen und rationalisierenden Geist des XVIII. Jahrhunderts, der nicht nur in der Religion und Theologie, sondern auch im Staats- und Volksleben alle Triebe verkümmert habe. „Maschinerie allenthalben, aber kein ganzes volles Leben . . . In der bestimmten Schrankenstellung allen Dingen und Menschen, in der Auspeitschung aller üppigen Lebendigkeit und aller Begeisterung der Gemüter bestand ihr Staat, der glücklich machen sollte . . . Nützlichkeit und Brauchbarkeit ihr äußerstes Ziel, Legalität ihre höchste Tugend." So berührt er sich nicht nur mit Kant, dem gewaltigen Kämpfer wider die falsche, nur äußerer Satzung gehorchende Sittlichkeit, sondern auch mit Wilhelm von Humboldt, der schon ein Jahrzehnt zuvor vom Standpunkte Goethischer und Schillerscher Lebensanschauung aus dem Staate des aufgeklärten Despotismus, der die lebendigen Kräfte ertöte zu Gunsten äußerlicher Zwecke, den Fehdehandschuh hingeworfen hatte. Ganz gerecht waren diese Verdammungsurteile nicht, wir erinnern nur an das in der Einleitung von uns Gesagte. Der Staat Friedrichs des Großen war nie so ganz entseelt gewesen, wie Arndt wohl meinte, und im geistigen Leben war es ja Stufe auf Stufe aufwärts

gegangen. Daß Arndt selbst jetzt so denken und sprechen konnte, wie er tat, das verdankte er nicht zum mindesten der vorhergegangenen Befreiungsarbeit des von ihm so scheel angesehenen Rationalismus. Und er war ehrlich genug, die Schule, die er selbst auch durchlaufen hatte, nicht zu verleugnen. Freilich nur mit Schmerz und Wehmut gestand er das ein. Wir tragen alle, klagte er, die Narben dieser Verbildung an uns; sie erscheinen selbst in meinen Schriftzügen, denn ihr Ausdruck ist doch geistig und klügelnd, weil wir noch keine Sprache der Seelen haben.

Weniger als Ausdruck der Erkenntnis des Vergangenen, denn als Ausdruck tiefer Sehnsucht und Ahnung des Zukünftigen darf man solche Äußerungen auffassen. Ihm schwebt als Ideal die Harmonie von Geist, Seele und Körper vor, er wünscht sich dafür einen „erdenhaften" Staat im Gegensatz zu dem übergeistigen Maschinenstaat des XVIII. Jahrhunderts. Seine stammelnden Worte können freilich nicht klar machen, was er damit meint, aber wir fühlen es hindurch, er ahnt den kommenden Nationalstaat des XIX. Jahrhunderts, der seine Bürger nicht als „Hölzer und Stifter", sondern als natürlich und organisch erwachsene Volksgemeinschaft mit eigenem Rechte und mit eigenem inneren Leben ansieht und respektiert. Und er ahnt auch schon, daß in diesem neuen organischen Staate Staatsgewalt und freie geistig-sittliche Kultur in Wechselwirkung stehen und sich gegenseitig stützen. Aus meinem Staate, ruft er aus, entspringen wie aus einem lebendigen Quell die zwei Seelen jedes Staates, Vaterlandsliebe und Freiheit. Und an anderer Stelle: Wie kann die geistige Kultur der Deutschen bestehen „ohne sein freudiges und gestaltetes Leben unten am Erdboden, *welches allein durch die Einheit des Volkes und des Staates geboren werden kann.*" „*Mit dem politischen Boden eines Volkes versinkt zuletzt jede Kraft und jedes Streben.*"

Das war ein epochemachender Gedanke, die Losung der neuen Zeit, die Losung von 1813. Man halte fest, daß sie schon 1802 ausgesprochen worden ist. Nicht,

daß Arndt sie aus sich allein gefunden hätte. Wir sahen ja ihren inneren Ursprung in dem tiefen Bedürfnis der deutschen Kultur, den verfeinerten Geist wieder zu stärken durch Berührung mit dem mütterlichen Boden, die dunklen verborgenen Wurzeln wieder aufzusuchen, aus denen das Leben des Einzelnen seine Kraft zieht. Das religiöse Bedürfnis führte zurück in die Tiefe des Gemüts, das politische und gesellschaftliche in die Tiefe des ursprünglichen Volkslebens. Eine höhere Synthese, eine Verschmelzung der elementaren Kräfte des persönlichen Volkslebens mit den Errungenschaften der Aufklärungsbewegung bereitet sich vor. Die religiöse, wie die vaterländische Erneuerung sind, das sehen wir jetzt schon deutlich, desselben Ursprungs. Und beide Ströme gehen nun nicht bloß nebeneinander her, sondern treffen sich auch in ihrem Fortgange immer wieder von neuem. Das Christentum Schleiermachers wie Arndts blieb nicht bei bloßer Beschaulichkeit und mystischer Gefühlsschwärmerei stehen, sondern hatte den stärksten Drang nach Betätigung in der Welt, — nicht um sie zu beherrschen, sondern indem es ihre Güter anerkannte und ihnen nur eine höhere Weihe, einen Zusammenhang mit dem höchsten Gute zu geben versuchte. Man hat schön darauf hingewiesen, daß Schleiermacher auch das aktive Element des Christentums wieder emporgehoben habe, wo Gott nicht nur der Unendliche, sondern auch der Träger aller Zwecke, Güter und Werte der Welt ist. Und jetzt eben kam die Stunde, wo die neue Religiosität sich sogleich erproben konnte in der Welt. In demselben Augenblicke, in dem der Deutsche sich seines Volkstums bewußt zu werden und sich einen Staat zu ersehnen begann, der in der Nation wurzele, wurde das neue Ideal auch schon tötlich bedroht durch die Gefahr der Fremdherrschaft, — sodaß man wohl irrig gemeint hat, erst diese habe das neue National- und Staatsgefühl hervorgerufen. Aber allerdings auf das stärkste gefördert wurde die lange und tief vorbereitete Entwicklung durch die Stürme der Zeitereignisse. Mit Grauen sah Arndt schon 1802 den Schatten Napoleons aufsteigen über Europa und vor dem heißen Winde

seiner gewaltigen Naturkraft, seiner düsteren Größe", in der doch kein wahrhaft großer und edler Zug sei, das Leben verdorren. „Italien und Teutschland, wie liegt ihr erniedrigt in Knechtsgestalt, ohne Hoffnung euch von der langen Schmach zu retten." Aber war er wirklich schon ohne Hoffnung, war es so, wie er 1802 sagte, daß er den untergehenden Deutschen nur noch eine Träne schenken wolle? Wohl wurde unter dem Eindruck des neuen Unglücks von 1805, der Niederlage Österreichs bei Austerlitz, seine Klage noch düsterer und verzweifelter. Mit fliegender Feder schrieb er den ersten Teil des „Geistes der Zeit" damals nieder, ein Buch, das gewaltiges Aufsehen erregte und ihn in die vorderste Reihe der nationalen Schriftsteller brachte. Er klagt nicht nur die deutschen Fürsten und ihre Ratgeber hier an, sondern er will wieder aus tieferer Wurzel, aus der Verderbnis des Zeitgeistes überhaupt das Unglück seines Volkes erklären. „So sind wir flach, arm und elend, ohne Liebe und Phantasie, ohne Himmel und Erde." Achten wir wieder darauf, daß er ausgeht von der Zerstörung rein menschlicher Werte, seines eigenen Lebensideals, aber dieses ist so eng verknüpft mit der inneren Gesundheit und Kraft seines Volkes, daß er sogleich, indem er die Güter der eigenen Seele verteidigt, auch zum nationalen Propheten sich steigert. Aber andererseits ist sein eigenes Ich auch wieder so weit und frei, daß er, selbst in diesem drangvollen und pressenden Momente, das Auge sich offen hält für die ganze geschichtliche Welt. Das Buch ist zum großen Teile eine Art Völker- und Zeitenschau, rasch hingeworfene Bilder der verschiedenen Nationalcharaktere, mit der Freude des Künstlers entworfen, der sich auf seinem Weltspaziergang nicht satt sehen kann an dem herrlichen Leben und an den mannigfaltigen Farben. Man sieht, diese starke, lebensfreudige Natur läßt sich nicht unterkriegen durch die Unglücksschläge des Augenblicks, und so klingt denn auch das Buch am Ende doch in männlicher und mutiger Hoffnung aus: „Wenn jeder Einzelne sich herrlich fühlt, das Volk würdig, das Gesetz heilig, das Vaterland unsterblich, die Fürsten edel

— dann fürchtet euch nicht, die Welt ist gerettet. Hundert solche sind Zehntausenden gleich."

Es ist ein überwältigendes Schauspiel, wie gleichzeitig und unabhängig von einander in dem Augenblicke, wo die Not am höchsten stieg, in den besten Männern der Nation dieselbe Überzeugung, dieselbe Verbindung religiöser und vaterländischer Triebe hervorbricht. Im Juni 1806 war es, wo Schleiermacher rief: Es steht bevor ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden als unsere äußere Freiheit und äußeren Güter. Vor wie nach der Schlacht bei Jena war seine Zuversicht auf den endlichen Sieg der guten Sache dieselbe. Bei Fichte brach auch schon vor der Katastrophe Preußens die neue Gesinnung durch, daß die Zwecke des menschlichen Daseins zunächst in der eigenen Nation verwirklicht werden müßten. Wer weiß es nicht, wie dann seine im Winter 1807/8 in Berlin gehaltenen Reden an die deutsche Nation den Glauben an die Zukunft des deutschen Geistes und Volkes und an seine besondere göttliche Begnadigung geweckt haben. Und bei Arndt wird das der rote Faden, der durch alle seine Schriften fortan hindurchgeht. Er kämpft immer noch dabei gegen den „Überflieger" Geist, aber er spürt es, daß sein Kampf Erfolg hat, daß das deutsche Leben sich gewandelt hat und Gemüt und Seele wieder wach geworden sind. So klingt es aus dem zweiten Teile seines „Geistes der Zeit" heraus, den er 1806—1808 schrieb und so auch aus einer Rede, die er 1810 als Professor in Greifswald zu halten gedachte. „Eines gibt es," jubelt er hier, „worin wir noch die Herrlichsten sind, der Geist, die Seele, die feurige lebendige Kraft, wodurch das Frische und Allmächtige, was in Göttern und Geistern lebt, erhalten und gepflegt wird. Worin der höchste und tiefste Geist der Dinge mit allmächtigem Streben lebendig ist, das kann nicht als ein starrer Leichnam liegen bleiben."

Schlechthin als Deutscher ohne jeden partikularistischen Rest fühlte sich Arndt seit den Ereignissen von 1805 und 1806. Das muß man hervorheben, weil es

nicht selbstverständlich ist bei der Stärke partikularistischer Gefühle überhaupt und bei der innigen Heimatsliebe Arndts insbesondere. Aber von Herzen dankbar blieb er trotzdem seinem offiziellen Vaterlande, dem schwedischen Staate, der ihm, dem Franzosenfeinde, in diesen gefährlichen Jahren von 1806—1811 ein Asyl bot, in Stralsund, Stockholm und Greifswald. Dazwischen schlich er sich, Ende 1809, in Verkleidung nach Berlin durch, und dort war er Zeuge des ergreifenden Empfanges, den die Berliner ihrem aus Königsberg zurückkehrenden Königspaar bereiteten. Königin Luise mit rotgeweinten Augen am Fenster — welche seelischen Stürme hatte sie nicht in den vergangenen Monaten zu bestehen gehabt — „eine sehr unglückliche Königin," wie sie selbst von sich sagte, „die zu deutlich voraussieht, daß sie bald in die Lage versetzt sein wird, ganz allein auf ihren inneren Wert beschränkt zu sein." Dann fand Arndts suchender Blick auch Scharnhorst heraus; blaß, verschlossenen Blickes und vornüber gebückt ließ er sich von seinem Rosse unter den anderen Generalen ruhig forttragen. Aber dieser unscheinbare, so ganz unkriegerisch dahin reitende Mann war der heimliche Waffenschmied des gebeugten Staates.

Arndt konnte es schließlich in der Greifswalder Luft nicht mehr aushalten und ging 1812 nach Berlin, wo er sich Pässe nach Rußland verschaffte. In Breslau verlebte er die Frühlingsmonate 1812 und traf hier fast die ganze glänzende Runde der großen preußischen Helden: Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Boyen, denen er allen später Charakteristiken von wundervoller Wärme und Leuchtkraft gewidmet hat. Hier fand er die deutschen Menschen, die er suchte und deren Idealbild er bisher doch vorwiegend aus eigener Brust geschöpft hatte. Das waren weder klügelnde Vernünftler, noch rücksichtslose Gewaltmenschen, sondern die freien Bürger des freien Staates, die er sich ersehnte; überaus verschieden unter sich, aber alle mit jenem inneren, dunklen, unbewußten Kerne des Gemütslebens, aus dem freier kühner Aufschwung sowohl wie fromme Hingebung entsprossen, aus dem vor allem jenes mächtige,

freudige Lebensgefühl stammte, das sie auch jetzt, in den schier hoffnungslosen Tagen des erzwungen Bündnisses mit Frankreich, nicht verließ. Unter solchen Eindrücken brach er, in denselben Tagen, in denen Napoleon der russischen Grenze zueilte, in die Worte froher Ahnung aus: „Mir ist, als müßte ich 1813 großes Glück erleben."

Auch Arndt selbst ging durch Böhmen, Österreich und Galizien nun nach Rußland, wohin ihn der Weg des eigenen Herzens sowohl wie die Botschaft des Freiherrn vom Stein riefen, der jetzt der Begleiter und Seelenarzt Kaiser Alexanders war. Äußeres Schicksal und inneres Bedürfnis führten die beiden deutschen Männer zusammen. Stein war gepackt worden von Arndts zweitem Teil des „Geistes der Zeit", von seiner „großen Kraft und erschreckenden Wahrheit". Jetzt sollte Arndt als Agitator großen Stiles von Rußland aus auf die Deutschen wirken durch Schriften und Lieder und sollte insbesondere bei der „Deutschen Legion", die sich in Rußland bildete, durch alle Mittel volkstümlicher Beredsamkeit Begeisterung und Hingebung entzünden. Fast zwei Jahre haben nun die beiden zusammen gewirkt, der stolze Reichsfreiherr und der Sohn des Leibeigenen, und in ihrem Zusammenwirken schien sich der Riß gleichsam zu schließen, der Jahrhunderte lang in das soziale Leben der Nation Entfremdung und Erstarrung gebracht hatte. „Das ganze Deutschland soll es sein," dies Lied, das Arndt für den deutschen Wehrmann sang, rief nicht nur die getrennten Stämme, sondern auch die getrennten gesellschaftlichen Schichten des deutschen Volkes wieder zusammen. Partikularistische und soziale Sonderinteressen haben nach dem Kriege diesen Bund aller Deutschen, den Stein und Arndt betrieben, wieder gesprengt. Aber dennoch, daß diese beiden herrlichen Männer, von der Woge der nationalen Erhebung hoch emporgehoben und allen Volksgenossen sichtbar, die Einigung und innere Verschmelzung aller nationalen Kräfte machtvoll predigten und selbst lebendig verkörperten, das hat eine weit über ihre augenblickliche Wirkung hinausreichende Bedeutung. Sie haben

dem Befreiungskriege, das kann man ohne Übertreibung sagen, den eigentlich deutschen Charakter aufgeprägt. Die übrigen Helden, Gneisenau, Scharnhorst, Blücher, erschienen, wie stark auch ihr deutsches Herz schlug, doch in erster Linie als preußische Helden, Stein und Arndt aber waren die Deutschen schlechthin und bildeten beide allein eigentlich die erste deutsche Nationalvertretung, wie denn der „Verwaltungsrat der verbündeten Mächte", der im Frühjahr 1813 unter Steins Leitung zur Verwaltung der eroberten deutschen Landschaften gebildet wurde, auch die einzige Institution von allgemein deutschem Charakter während des Krieges war. Darum bilden auch die Akkorde, mit denen Arndt von 1812 bis 1815 in Liedern und Schriften die Kämpfe und Siege der deutschen Heere begleitete, den Grundklang, der von dieser Zeit an bald leise, bald wieder stärker anschwellend, im Ohre der Nation nachzitterte als ein unsagbarer und unwägbarer Stimmungswert. Einer der schönsten und reinsten Momente in der Geschichte des Paulskirchenparlaments war es, als Arndt dort im Mai 1848 die Tribüne bestieg als „ein gutes altes deutsches Gewissen" und ihm die Versammlung entgegenjubelte und Dank votierte für sein Lied „Was ist des Deutschen Vaterland". Dem aber, der Arndts Eigenart und geistige Entwicklung vor Augen hat, ist es nicht zweifelhaft, daß in diesen mächtigen und lohenden Kampf- und Sturmliedern auch der Geist Steins mit lebt, daß dieser das ursprünglich etwas weichere Metall der Arndtnatur mit seiner eignen stahlharten Art legiert hat. Des Freiherrn vom Stein Flammenzorn weht durch die Verse Arndts, die schon 1812 entstanden:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte.
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

Außer durch seine Lieder hat Arndt durch zwei kleine Schriften vor allem, die in Tausenden von Exemplaren verbreitet wurden, die Gemüter der Kämpfenden entzündet: durch den „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann" und durch die Flugschrift „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?". Der Katechismus ist in der Tat, was er sein will, der schlichte, kraftvolle, volkstümliche Ausdruck jener großen, lang vorbereiteten Errungenschaft des deutschen Geisteslebens überhaupt, des Einklanges vaterländischer und religiöser Erhebung. Hier wird uns ein Christentum und ein Gottesglaube gepredigt, der allgemein gültig und wertvoll bleibt, wie das dem Wesen reinerer Religion entspricht, und dabei doch das eigentümliche Bedürfnis gerade dieses Volkes und dieser Zeit ergreift und adelt; ein Christentum nicht der Weltverneinung, sondern, wie das die freudig entfaltete Bildung des deutschen Volkes jetzt erheischt, der Weltbejahung. In anderen Zeiten war es wohl gut, daß das Christentum den Menschen beugte und demütigte, jetzt bedurfte der Deutsche eines Gottes der Tat und der Kraft, zu dem er emporsehen konnte, als Deutscher sowohl, wie als Mensch schlechthin. „Denn ihm ward," heißt es in Arndts Katechismus, „das Antlitz zu den Sternen gerichtet und die Sinne, daß sie nach himmlischen Dingen sich sehnten. Und darum sollen seine Gedanken stolz sein und sein Herz freudig, daß er das Niedrige verschmähe. — Ein edler Zorn ist dem Herrn lieb und ein mutiger Stolz, der sich nicht beugen läßt." Und ein anderes Wort daraus, in dem noch bestimmter Gottesdienst und Freiheitskampf mit einander gleichgesetzt werden, ohne daß doch die Gottesidee irdisch gemißbraucht würde: „Wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann, und wer Übermut steuert, tut Gottesdienst." So kommt er zu dem im Munde eines Christen schier verwegenen Worte, daß das Allerheiligste auf Erden Vaterland und Freiheit seien.

Freilich, auch andere für ihre Freiheit kämpfende Völker wenden sich an Gott und weihen ihre Waffen mit Gebet. Der religiöse Charakter des deutschen Befreiungskampfes, wie er von Arndt und Tausenden seiner

Kampfgenossen verstanden wurde, hat aber seine eigene Farbe und steht — um an oben Gesagtes wieder anzuknüpfen — im engsten Zusammenhange mit dem besonderen Gange des deutschen Geisteslebens. Aus dem grellen Lichte der Verstandes- und Vernunftkultur des XVIII. Jahrhunderts flüchtete sich dieses, wie wir uns erinnern, in das wohltuende Dunkel des Gemütes, und hier fand es — gleichsam wie tiefe Quellen, die man nicht sieht, sondern nur rauschen hört — eine Religion, die nicht bewiesen werden brauchte und nicht bezweifelt werden konnte, und ein Volkstum, aus dem natürliche Kraft und gesunde Frische des Einzellebens stammten. Wesentlich mit aus den Bedürfnissen und Erlebnissen des einzelnen Individuums also entsprangen, wie man das zumal bei Arndt, Schleiermacher und Fichte deutlich verfolgen kann, die religiösen wie vaterländischen Ideale dieses Geschlechtes, — das Individuum war es, das sich Gott und Nation wieder eroberte. Darum fehlt dieser Erhebung der robuste Charakter, die Intoleranz und Exklusivität, welche die großen religiösen und nationalen Volksbewegungen sonst leicht haben, und nur in einzelnen Kreisen und eigentlich erst in späteren Stadien, nach dem Kriege, zeigt auch die deutsche Erhebung eine Neigung zum Fanatismus, — wir denken zum Beispiel an die Brüder Follen und an Sand, den Mörder Kotzebues. Darum fehlt ferner auch der deutschen Erhebung der bestimmte konfessionelle Charakter. Arndt wünschte von ganzem Herzen, daß in diesem Kriege der Zwiespalt zwischen Katholischen und Protestanten überwunden würde durch die allen Konfessionen gemeinsamen Kräfte des Gottesglaubens. „Sie möchten euch," ruft er in seinem Katechismus aus, „gern verwirren und den alten Streit über die Religion erneuen und euch die Hände in Bruderblut baden lassen, damit sie die Herren bleiben. Ihr aber sollet nicht hören auf diese, sondern bedenken, daß ich der ewige Gott bin, und daß mir alle gefallen, die reines Herzens sind und mit einfältigen Sinnen sich zu mir wenden." In der Luft dieser zarten und reinen Empfindungen sank die konfessionelle Trennung gleichsam als das trübe und

schwere Erbteil der Vergangenheit zu Boden, und Arndt träumte in diesen Jahren mit stillem Entzücken von einer Wiedervereinigung der getrennten Kirchen oder vielmehr einer neuen herrlicheren Form des Christentums und der Kirche. Er wollte davon, weil das so viel ätherischer sei, nur unbestimmt reden, aber etwas Wunderbares und Neues sei im Werden, und schon spüre er um seine Wangen „süß atmende Winde eines nicht mehr fernen Lenzes". Es war eine liebliche Täuschung, die gar bald verfliegen sollte in der rauhen Wirklichkeit, welche schon nach wenigen Jahren die ganze Schärfe der ungelösten kirchlichen Gegensätze wieder zum Bewußtsein brachte. Was Jahrhunderte geschieden hatten, ließ sich nicht durch die enthusiastische Stimmung einer einzigen Generation wieder zusammenschmelzen. Aber dem Bilde dieser Zeit würde ein wesentlicher Zug fehlen, wenn man nicht auf solche ins Phantastische hineinspielenden Träume und Illusionen hinwiese. Auf allen Gebieten kann man sie beobachten und dabei den inneren Zusammenhang wahrnehmen, in dem alle die großen religiösen wie politischen Errungenschaften durch ihre gemeinsame psychologische Grundlage miteinander stehen. Sie sind alle wie von einer goldigen Wolke von Illusionen umgeben. Das derbste und stämmigste Kind dieser schöpferischen Zeit war wohl die allgemeine Wehrpflicht, aber in welcher wundersamen, phantastischen Erwartung ward es empfangen, welche überfliegenden und unmöglichen Hoffnungen knüpfte man nicht an den Gedanken einer allgemeinen Volksbewaffnung, eines Landsturmkrieges, zu dem die Prediger in den Kirchen die Gemeinden entflammen sollten. „Als Poesie gut," schrieb der nüchterne König Friedrich Wilhelm III. auf Gneisenaus Entwurf, der solches ausmalte. Da entwortete Gneisenau mit jenen berühmten Worten, die wir hier folgen lassen, weil sie besonders eindringlich jene gemeinsame phantasievolle Grundstimmung der Seelen verdeutlichen und weil wir aus ihrem stolzen Klange zugleich das Bewußtsein des inneren Zusammenhanges poetischen Schwunges und realer Kraft heraushören: „Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum

Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie, keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung. Wer nur nach kalter Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet."

Schiller und Goethe, die Romantiker und die Freiwilligen von 1813, sie gehören eng zusammen. Darum haben die berühmten Szenen im Hörsaale des Breslauer Professors Steffens eine große symbolische Bedeutung. Der poetische Naturphilosoph und der glühende Prediger des Freiheitskampfes in einer Person und dieselben Jünglinge, die ihm sonst und in diesem Augenblicke lauschten. Und wie stark spielte auch hier, in diesem so voll historischen Momente, die Phantasie wieder herein, in der Person des romantisch spekulierenden Lehrers wie in der Stimmung der Jünglinge. Man muß die Berichte lesen, wie die hallischen Studenten ihre ja noch von den Franzosen besetzte Universitätsstadt verließen, um dem Aufrufe des Königs vom 3. Februar 1813 zur Bildung freiwilliger Jägerdetachements zu folgen. Sie tragen einen geheimnisvollen und wunderbaren Zug. In lautloser Stille verlassen die Studenten die Stadt aus vier Toren. Während sie auf dem Sammelplatze in großer Aufregung des Letzten harren, kommt ein unbekannter Reiter auf sie zugesprengt und ruft ihnen zu: Nun meine Herren, Gott der Herr segne Ihren Vorsatz. Oft kommen sie in Wirtshäusern mit Franzosen und Rheinbündlern zusammen, aber wie Traumwandelnde gehen sie an ihnen vorüber und entkommen glücklich allen Gefahren. Eine zitternde Aufregung beherrscht sie dabei, — Kranke und Leidende unter ihnen sind im stande, wenn auch mit Anspannung aller Kräfte, doch zu folgen. Es war ein Zustand, der an Ekstase grenzte, aber er verging nicht, wie ein Rausch, in der Gefahr, und auf den Schlachtfeldern von Großgörschen, Dennewitz und Leipzig stürmte so mancher Jüngling in den Kugelregen, der sein neues Testament, sein Nibelungenlied oder seinen Schiller im Tornister trug.

Angesichts solcher Jugend konnte Arndt wohl auch wieder wie ein Jüngling träumen und schwärmen. Die deutsche Jugend hat, schreibt er Ende 1815, soviel Wunderbares gehört und erlebt, und so sieht sie, wie alle Jugend, und darum auch immer das jugendliche Weib, hellsichtig manche dämmernden Bilder künftiger Tage. Ein höherer und kühnerer Geist, eine gediegenere Art, bei den Feurigeren auch etwas Geflügeltes und Begeistertes zeige sich jetzt bei ihr. Und insbesondere nimmt er ihren religiösen Zug wahr. Ich kenne, fährt er fort, viele der Herrlichen, die wie die Kinder in den Krieg gegangen sind und wie die Kinder heimgekommen, blühender in Glauben und Hoffnung und inniger in Mut und Begeisterung, rechte Krieger Gottes.

Welche herrliche Zukunft des deutschen Volkes leuchtete da ihm vor, wenn er solches um sich schaute, wenn er überhaupt wahrnahm, wie das religiöse Leben gegen früher so viel innerlicher und geistiger geworden sei. Zehn Jahre zuvor hatte er von der übergroßen Geistigkeit der deutschen Kultur alles Übel abgeleitet, aber jetzt sprach und träumte er selbst schier wie ein Hellseher. Freilich, der Geist, den er 1805 bekämpft hatte, war derjenige einer raffinierten Verstandeskultur gewesen, dem der Ballast des Irdischen, Organischen und Unbewußten fehlte. Aber hatte nicht auch der neue, zartere und innigere Geist, in dem er sich jetzt wohl fühlte, zu wenig des Ballastes? Konnte man auf seine Dauer und Haltbarkeit hoffen? Arndt hätte auf eine solche Frage mit voller Bestimmtheit damals geantwortet: Ja, wenn dem deutschen Volke Eines gewährt wird, wonach es jetzt verlangt: Freiheit, Glaube, Vaterland. Das war das dreifache, untrennbar mit einander verbundene Ideal, wie es neben Arndt zumal Max von Schenkendorf jetzt in rührenden, zartschimmernden Versen feierte.

Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.

Aber das „Engelbild" der Schenkendorfschen Freiheit war auch schier zu zart für diese Welt. Da bewies doch Arndt, wenn er jetzt von Freiheit sprach, daß ihm auch in diesen Tagen des Schwärmens und Träumens der feste, sichere Bauerninstinkt nicht abhanden gekommen war. Die Geister, sagte er zwar 1815 mit Schenkendorfscher Inbrunst, stillt man nur durch die zarte, himmlische Speise der Freiheit. Aber gleich dahinter brach er heraus mit dem, was er darunter verstand: Das deutsche Volk bittet, ja fleht seine Herrscher an um Rechte und Gesetze, Verfassungen und Landstände. Die politische Freiheit also, verstanden als verfassungsmäßige Mitwirkung des Volkes im Staatsleben, sollte der Schlußstein der vaterländischen und religiösen Erhebung werden. Damit gewann der Gedanke der Einheit von Volk und Staat, den er schon 1802 in genialer Ahnung hingeworfen hatte, feste Gestalt. Freilich war ja der Drang nach Verfassung und politischer Freiheit an sich nichts Neues, und die liberalen Gedanken der französischen Revolution wurden von deren Beginn an auch in solchen Kreisen eifrig gepflegt, welche der vertieften religiösen und nationalen Bewegung fernstanden. Denn sie entsprachen sehr natürlich dem gesteigerten Selbstgefühl des geistig, gesellschaftlich und wirtschaftlich erstarkten Bürgertums der Städte. Aber so wichtig und wirksam auch in den folgenden Jahrzehnten diese sich an die französischen Doktrinen anlehnende Bewegung des deutschen Mittelstandes wurde, so tritt sie doch in den Jahren des Befreiungskrieges zurück. Dies Geschlecht war noch zu weich und zu idealistisch gestimmt für die einseitige Verfechtung des sozialen Klasseninteresses; es genoß noch in vollen Zügen die Wonne des gesteigerten individuellen Daseins und, wenn es auch mit Begeisterung die Waffen ergriffen hatte für die Wiedererringung der nationalen und geistigen Unabhängigkeit, so behagte ihm doch die nüchterne politische Kleinarbeit und das planmäßige und zweckbewußte Agitieren für politische Ziele noch wenig. Aber das Ideal der politischen Freiheit im ganzen stand auch ihm in diesen Jahren leuchtend vor den Augen. Es

hatte vorerst nur allgemeine Umrisse und man sah mehr mit träumenden als mit wachen Augen hinein aber das Bedeutende und Charakteristische dabei ist, daß es empfunden wurde als eine Ergänzung, als ein notwendiger Abschluß des individuellen Lebensideals. Hatte sich das Individuum, wie wir sagten, in den Jahren der Fremdherrschaft Gott und Nation wieder erobert so jetzt, nach vollbrachtem Befreiungswerke, den Staat Sollte das Individuum sich mit allen seinen Kräften frei und voll ausleben, so mußte es auch am Staate teilnehmen, so konnte es nicht mehr zufrieden sein, in allen öffentlichen Dingen gegängelt und bevormundet zu werden durch die Regierungen und die Beamten. Als solch Postulat des individuellen Lebensideals erscheint auch bei Arndt die Forderung ständischer Verfassungen für Deutschland. Das Recht auf sie, sagt er in der 1814 erschienenen Flugschrift: „Über künftige ständische Verfassungen für Deutschland" gibt uns nicht nur die Geschichte, sondern das Gemüt des Menschen selbst. Gott, der uns zu Christen machte und uns den himmlischen Reiz des Gedankens einpflanzte, gab uns auch das Recht, als edle und freie Menschen regiert zu werden, das heißt, uns selbst regieren zu helfen.

Arndt vereinigt dabei aber auch noch in sich zwei verschiedene Bewegungen, die beide auf dasselbe Ziel der politischen Freiheit und Teilnahme des Bürgers am Staate hinauswollten. Die eine dieser Mächte ist die eben charakterisierte individualistische, der Ausfluß der großen Epoche der Philosophie und Dichtung und ihrer vertieften Humanitätsideale, — die andere ist gleichsam irdischer, körperlicher, elementarer. Arndt hat von vornherein, wie wir uns erinnern, als derber Bauernsohn einen starken Hang zu ihr. Er sagt auch jetzt, 1814, wieder, daß der Staat mindestens drei Viertel Erde als Ballast neben dem vierten Viertel Geist enthalten, daß man heute eher Geist hinwegnehmen, als hinzuschütten müsse. Jene mehr geistige Richtung, von der er doch auch sein reichliches Teil und wohl mehr als ein Viertel nur in sich hat, war die Frucht der städtischen Kultur Deutschlands. In der stillen Kammer

des Denkers und Dichters war sie herangewachsen und durch Schule und Literatur verbreitet worden. Der „erdenhafte" Staatsgedanke aber stammte aus den deutschen Dörfern, Feldern und Wäldern und trug für den Kundigen erkennbar die Züge uralter germanischer Freiheit an sich. Es liegt in seinem Wesen, daß er zu einer reicheren literarischen und theoretischen Ausgestaltung nicht gelangte, daß er mehr durch die Tat, als durch das Wort wirkte. Aber wie wirkte er hier nun auch. Großartig erhebt sich aus der wogenden und schimmernden Gedankenflut seiner Zeit das Lebenswerk des Freiherrn Karl vom Stein, — von ureigener Art, in mancher Hinsicht altertümlich und dem neuen Geiste widerstrebend. In dem aber, worauf es jetzt vor allem ankam, wies er ihm den Weg zu segensreicher und gesunder Entfaltung.

In Nassau an der Lahn wurde Stein am 16. Oktober 1757 als Sprößling eines alten reichsritterlichen Geschlechts geboren. Den Stolz des unabhängigen Reichsritters, der keinen Herren über sich kannte, als den Kaiser, hat Stein im gewissen Sinne sein Lebelang festgehalten; inmitten der Könige und Kaiser, unter und mit denen er später wirkte, erschien er fast wie ein Ebenbürtiger, — oder richtiger, wie ein Mann, der im letzten Grunde nur eine einzige monarchische Gewalt eigenen Rechtes in Deutschland anerkennen wollte, den idealen deutschen Kaiser, von dem, wie im alten Reiche, alle übrigen Herrscher in Deutschland ihr Recht erst empfingen. „Ich habe," sagte er 1812, „nur ein Vaterland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teile desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teil desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind bloß Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen."

Auch Stein wuchs, wie Arndt, in Landluft auf. Die geistige Hauptnahrung seiner Jugend war aber von vornherein eine real gerichtete historisch-politische Lektüre, und dem entsprach denn auch die Studienrichtung der Göttinger Universität, die er von 1773—1777 besuchte. 1780 trat er in den preußischen Staatsdienst, wo er sehr bald erfuhr, daß seine eigentliche Kraft nicht für den diplomatischen Beruf, sondern für die realen Aufgaben des inneren Staatslebens geschaffen war. Die Tätigkeit im Bergwerks- und Hütten-Departement des Ministers v. Heinitz war gerade das Rechte für ihn. Sie führte ihn nach Westfalen, und dieses Land wurde, zumal nachdem er zum Kammerpräsidenten und später zum Oberkammerpräsidenten ernannt worden war, seine zweite politische Heimat gewissermaßen. Der deutsche Reichsritter lernte hier den westfälischen Bauern kennen, der auf den Erbentagen der Aemter seine eigenen kommunalen Angelegenheiten mit beriet und verwaltete. Der rechte Edelmann und der rechte Bauer, beide auf eigener, von den Vätern ererbter Scholle eingewurzelt und fest an der Väter Frömmigkeit, Zucht und Sitte haltend, beide trotzig ihre Art und ihre Rechte wahrend, aber beide werktätig auch im kleinsten Kreise für das Gemeinwohl, — dieses Bild mit seinen einfachen und starken Zügen prägte sich ihm schon in den Jahren vor 1806 tief ein. —

Ende 1804 wurde Stein Minister im Generaldirektorium und Chef des Accise-, Zoll-, Fabriken- und Handelsdepartements. Nach der Demütigung der preußischen Politik durch die von Napoleon zu Schönbrunn und zu Paris diktierten Verträge unternahm er im April 1806 den ersten Vorstoß gegen die alte überlebte Verfassung, — nicht gegen deren ganzen Bestand, sondern nur gegen deren augenblicklich sichtbarste Blöße, das Kabinettsregime, das den Ministern die Initiative des Handelns raubte und den entscheidenden Einfluß in die Hände unverantwortlicher Kabinettsräte legte. Beachten wir unter den Gründen, die Steins Denkschrift aufführt, wie stark der Wert der sittlichen Triebfedern betont wird. Ehrgefühl und Pflichtgefühl der

obersten Staatsbeamten, führt er aus, werden abgestumpft durch ihre jetzige Abhängigkeit von Subalternen. Und beachten wir ferner, daß er den bisherigen Sünden der preußischen Politik nicht ein neues Programm, sondern den schlichten Ratschlag: „Neue Männer" entgegenstellt. „Die neueren Ereignisse," sagt er, „sind ein fürchterlich belehrendes Beispiel, wie notwendig es ist, Personen zu ändern, wenn man Maßregeln ändern will." Die Kraft der charaktervollen sittlichen Persönlichkeit, das ist der Grund- und, wie wir gleich sehen werden, auch der Schlußstein seines politischen Reformwerkes.

Es folgte die Katastrophe von Jena und Auerstädt. Stein forderte abermals Reform der Kabinettsregierung und wurde, als er hartnäckig auf dem, was er dabei für richtig hielt, beharrte, vom Könige am 4. Januar 1807 in Ungnade entlassen. Auf seinem Landsitze Nassau schrieb er nun im Juni 1807 seine Denkschrift „über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizeibehörden in der preußischen Monarchie" nieder. Der Grundgedanke ist, es gelte „die Fesseln zu brechen, wodurch die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeiten hindert". Eine reine Beamtenherrschaft entwickele einen Mietlingsgeist, ein Leben in Formen und Dienstmechanismus, eine Gleichgültigkeit gegenüber den wirklichen Bedürfnissen des Volkes; bei den Regierten aber, die man von aller Teilnahme an der Verwaltung entferne, ertöte sie den Gemeingeist. Sie sollen, fordert er, herangezogen werden zur Provinzial- und Kommunalverwaltung, aber nicht nach demokratischem Prinzip in ihrer ganzen Masse, sondern der freie Eigentümer nur soll fortan mitraten und mittaten. Hier tritt das Erdenhafte seines Wesens und Denkens in helles Licht. Nicht den Trägern der neuen geistigen Bildung, sondern dem freien grundsässigen Edelmanne, dem freien Bauern und dem angesessenen Bürger traut er die Fähigkeit zu, den Staat zu stützen, weil er selbst einer von ihnen ist und der Kraft, welche die heimische Scholle verleiht,

sich bewußt ist. Charakteristisch aber ist vor allem, daß er hierdurch nicht nur dem Staate, sondern auch der Nation nützen, nicht nur politisch, sondern auch ethisch wirken will. Weit wichtiger, sagt er, als die Ersparung an Verwaltungskosten durch diese Reform ist „die Belebung des Gemeingeistes und Bürgersinns, die Benutzung der schlafenden oder falschgeleiteten Kräfte und der zerstreut liegenden Kenntnisse, der Einklang zwischen dem Geist der Nation, ihren Ansichten und Bedürfnissen und denen der Staatsbehörden, die Wiederbelebung der Gefühle für Vaterland, Selbständigkeit und Nationalehre."

Der König berief Stein nach dem Tilsiter Frieden zurück und übertrug ihm die Leitung der gesamten Zivilverwaltung des tief gebeugten und aus schweren Wunden blutenden Staates. Nur etwas über ein Jahr hat er amtiert, aber dieses Jahr bildet den Wendepunkt der deutschen und preußischen Geschichte. Die Gedanken seiner Amtsführung wurden ein Panier, welches das ganze XIX. Jahrhundert hindurch über allen denen geflattert hat, die den Staat auf die sittlichen Mächte des Volkslebens stützen wollten. Der Konservative wie der Liberale horcht mit Achtung und Ehrfurcht auf, wenn der eine dem anderen gegenüber sich auf Steins Namen beruft. Worauf beruht diese ungeheure Wirkung? Vier große positive Leistungen hat sein Ministerium aufzuweisen. Die Bauernbefreiung von 1807, die Städteordnung von 1808, die Anbahnung der Reform der Verwaltungsorganisation und sein geradezu entscheidend gewesenes Eintreten für die Scharnhorstsche Heeresreform. Sieht man aber näher zu, faßt man die Entstehungsgeschichte und die Einzelheiten dieser Gesetzgebung ins Auge, so scheint Steins Verdienst erheblich zusammenzuschrumpfen, und eine ganze Schar trefflicher, ja bedeutender Männer taucht auf, die ihm schon vorgearbeitet hatten und die dann auch den Inhalt der neuen Gesetze wesentlich mit bestimmt haben. Und wie unfertig und fragmentarisch erscheinen diese auch im Vergleich mit dem, was in den folgenden Jahren noch

zu ihrer Weiterführung geschehen mußte oder nur geschehen sollte und nicht erreicht worden ist. Die Agrarreform wurde erst durch die Hardenbergschen Gesetze von 1811 und 1816 abgeschlossen, und dabei ist ein Hauptwunsch Steins, das Bauernland zu schützen vor Parzellierung und Auskaufung, nicht erfüllt worden. Die Städteordnung wurde nicht weitergeführt auf die Verwaltung des platten Landes und der Kreise, und die von Stein geforderte Krönung der Selbstverwaltung, eine Verfassung und Nationalvertretung, blieb schließlich ganz aus. Andererseits hat sich bei der Reform der Behördenorganisation der Gedanke Steins, den Verwaltungskollegien der Provinzen ständische Vertreter beizuordnen, gar nicht recht bewährt und mußte aufgegeben werden.

Gewiß, trotz alledem und trotz vieler technischer Mängel im einzelnen, sind die Steinschen Gesetze epochemachend gewesen. Und wenn er das geistige Eigentum an ihnen mit seinen Mitarbeitern teilen muß, so bleibt doch das Verdienst seiner Leitung im großen ungeschmälert. Aber alles in allem gilt es von ihm, daß edle Naturen nicht sowohl mit dem zahlen, was sie leisten, als mit dem, was sie sind. Noch größer als das, was er geschaffen hat, ist die Art, wie er es geschaffen hat. Der Mann war größer als der Minister. Er war die Verkörperung des sittlichen und geistigen Aufschwungs der Nation überhaupt. Feuer, Kraft und Geist strömten von ihm aus und rissen alle diejenigen mit sich fort, die seine Ecken und Schroffheiten und die ungerechten Ausbrüche seiner Leidenschaft daneben wohl empfanden und seine Schwächen, wie Niebuhr eingesteht, mit Schrecken sahen. Du bist Petrus, rief ihm Niebuhr nichtsdestoweniger zu, und auf diesen Stein will ich meine Kirche bauen. Daß dieser mächtige, leidenschaftliche Mensch die ganze Kraft seiner Natur in den Dienst seiner Sache stellt, das erklärt seine hinreißende Wirkung. Er ist von allen den großen Männern der preußischen Reformzeit vielleicht derjenige, der am wenigsten Selbstisches und Eigensüchtiges hat, der am unbedingtesten in der Sache aufgeht. „Auf dem Throne,

vor dem Altare oder im Kreise seiner Familie," sagt einer seiner Mitarbeiter, „er würde immer derselbe sein, immer seinem Ziele nachstreben und nach seinen Grundsätzen handeln. Im Bewußtsein dieses Zweckes und dieser großen Ideen wählt er seine Mittel ohne Bedenken. Er handelt anders als die gewöhnlichen Menschen und man wirft ihm Härte vor. Er gleicht dem Sturme, der die Luft reinigt, aber zuweilen auch ein Haus einstürzt."

Freilich, am Ende seiner ministeriellen Wirksamkeit schien es beinahe, als würde der Sturm, der von ihm ausging, gar den ganzen Staat in Grund und Boden reißen. Als Napoleon die Konvention, welche Stein mit seinem Vertreter Daru wegen der Abtragung der preußischen Kriegsschuld abgeschlossen, nicht ratifizierte, als die Nachricht kam von seiner brutalen Vergewaltigung der spanischen Dynastie, da faßte Stein den Gedanken des Verzweiflungskampfes fest und mutig ins Auge. Es macht einen tief ergreifenden Eindruck, wenn dieser hochgemute und unverzagte Mann mit fast unheimlich ruhigen Worten die Möglichkeit erwägt, daß Napoleon in Europa ganz und gar obsiegen und alle Nationalität zu Grunde gehen oder verkrüppeln werde. „Ein solcher Zustand der Dinge kann lange fortdauern, wie uns die Geschichte des römischen Reichs beweist." „Es ist der Weg des Todes, den wir treten," klingt es heraus, aber im selben Augenblick bricht auch die alte starke Glaubenskraft wieder durch. „Man muß," fährt er fort, „sich mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art und des Todes vertraut machen, wenn man die Bahn betreten will, die man jetzt zu gehen sich vornimmt. Hat man auf diese Art sein Inneres vorbereitet und treten günstige Umstände ein, so fange man in Gottes Namen die Sache an und erinnere sich, daß durch Mut und Unerschrockenheit mit kleinen Mitteln große Zwecke erreicht worden sind." — Da der König sich Steins kriegerischen Plänen versagte, so war es eine politische Notwendigkeit, daß der den Franzosen durch die Auffangung eines Briefes verdächtig gewordene Minister aus seinem Amte schied. Es geschah am 5. De-

schweren Mängel des Landwehrsystems, seine Unzulänglichkeit zu einer starken offensiven Kriegführung. Es ist ja richtig, daß diese Mängel nicht bloß durch Boyen's Organisation, sondern auch durch eine übel angebrachte Sparsamkeit mit verschuldet sind. Die historische Bedeutung der Reorganisation König Wilhelm's aber besteht nicht nur darin, daß größere Mittel für das Heer flüssig gemacht wurden, sondern daß andere, moderne geistige Prinzipien durch sie zur Herrschaft kamen. Das eben lehrt die Eigenart des Mannes, der sie durchführte und die wir nun zu bestimmen versuchen wollen.

Nur ein Menschenalter trennt Boyen von Roon, freilich eines, das die ungeheuersten Umwälzungen in sich schloß. Die Generation Boyen's war durch die ihr gestellte Aufgabe, den fridericianischen Staat mit den neuen Gedanken der deutschen Geistesbildung zu erfüllen, zum Reflektieren und zum Systembilden geradezu aufgefordert worden. Die erschütternden Krisen, die er in voller Manneskraft erlebte, schmiedeten auch seine Gedanken so fest zusammen, daß sie in den nun folgenden stillen Jahrzehnten sich wohl noch im einzelnen ausbilden, aber eine neue Wendung nicht mehr nehmen konnten. Roon's Entwicklung dagegen fällt in eine Zeit ruhiger und befestigter Verhältnisse, in jene „halcyonischen" Jahre voll stiller Fruchtbarkeit, deren Ranke sich später so freudig erinnerte. Die Gemüter wurden nicht so bald in den Wirbelwind des öffentlichen Lebens hineingerissen, jedes Talent konnte sich in seiner Eigentümlichkeit langsam und stetig ausreifen. Das preußische Staatswesen war trotz der noch ungelösten Verfassungsfrage doch so weit schon reformiert und überhaupt so voll gesunden Lebens in seinen Adern, daß solche, deren Denkweise nicht gerade zum Radikalismus neigte, sich wohl und zufrieden in ihm fühlen konnten. Man bemerkt an vielen Gliedern des damals heranwachsenden Geschlechtes, die später eine Rolle gespielt haben, eine große Frische und Elastizität auch noch in höheren Lebensjahren, eine Fähigkeit, gewissermaßen noch umzulernen für neue Aufgaben, überhaupt eine aufgesparte Kraft.

Und so konnten nun auch die Mächte des politischen und geistigen Lebens wieder schwellen und treiben, eine jede in ihrer Sphäre; oft, wo sie sich widersprachen, fast ungestört von einander, — für den, der etwa ihre spätere Bewährung bei der Gründung des neuen Reiches hätte voraussehen können, ein erquickender Anblick gesegneter Saatgefilde. Die Gedanken Goethe's und der Romantiker wanderten in Wissenschaft und Kunst ihre friede- und freudenreichen Wege; es erstarkte und weitete sich auch das preußische Beamtentum, und wenn sich auch die politischen Ideale der Reformzeit nicht so verwirklichen konnten, wie sie gedacht waren, verloren waren sie nicht. Die allgemeine Wehrpflicht vor allem, wer bekämpfte sie noch ernstlich in ihrer Grundlage? Und dicht daneben erstarkte nun auch wieder eine ältere Wurzel, welche die Reformer von 1808 schon geglaubt hatten, ausroden zu müssen: der aristokratische Standesgeist des preußischen Offizierkorps. In ihn hinein wuchs Roon, aus ihm zog er seine Kraft. Er wurde ihm selbst dann nicht untreu, als er schließlich zur Entfaltung des ihm eingeborenen innersten Kernes über ihn hinaus wuchs.

Roon war von Hause aus eine urwüchsige, sehnige Natur, die aber sogleich bereit war zur straffen Disziplin. Deutlich verrät sich das Geheimnis seines Wesens in den drei Dingen, die nach seiner eigenen Aussage auf Charakter- und Herzensbildung des Knaben entscheidend eingewirkt haben: die brausende Ostsee, deren Wellenschlag und Düneneinsamkeit sein Kinderauge in sich sog, die strenge Großmutter und Chappuis, sein Kompagniechef in der Kulmer Kadettenanstalt, der ihm Pflichtstrenge und Königstreue einprägte. Alles, was ich bin, was ich weiß und was ich kann, erklärte Roon später einmal im Abgeordnetenhause[1]), dazu ist in mir im Kadettenhause der Grund gelegt worden. Einflüsse der burschenschaftlichen Bewegung drangen vorübergehend in die Berliner Kadettenanstalt, aber Roon's Natur widerstrebte instinktiv deren schwärmerisch-unklaren Gedanken. Auch Boyen hatte in seinen Jünglingsjahren in ähnlicher

[1]) Reden, 1, 102.

Lage sich von der „überspannten Freiheitsjagd" vieler seiner Altersgenossen nicht hinreißen, aber dabei gleichzeitig doch die neuen Gedanken mit fast leidenschaftlicher Teilnahme auf sich wirken lassen. Bei Roon nimmt man eine ähnliche Begierde für das, was außerhalb seines Standes und Berufes die Gemüter beschäftigte, nicht wahr. Er reflektierte nicht, aber alles, was er tat, trug, wie Chappuis rühmte, „das reine Gepräge frischer Jugendkraft des Geistes und des Körpers". Und nannten, als er später Erzieher am Berliner Kadettenkorps wurde, die Zöglinge den strengen Lehrer wohl den „groben Roon", so schlug doch in ihm ein überaus warmes Herz für Liebe und Freundschaft. Wurde diese Saite seines Inneren berührt, dann konnte auch seine Phantasie die Flügel regen. Als politischer Redner befliß er sich später einer nüchternen, schmucklosen Sachlichkeit und vermied es fast, was Boyen auch in Dingen seines Amtes so gern tat, an das begeisterungsfähige Gemüt zu appellieren. Aber durch einfach große, hell glänzende Bilder entzückt er uns in seinen Freundesbriefen. Ohne die Liebe lieber Seelen, sagt er einmal in seinen jungen Jahren, ists doch nur eine frostige Polarfahrt. Für Boyen und vielleicht für dessen Generation überhaupt ist charakteristisch eine innigere Verknüpfung des persönlichsten Empfindens und Denkens mit den Aufgaben des Berufes, bei Roon führen diese Sphären fast ein Sonderleben, eben weil das einigende Band der Reflexion fehlt. Während Boyen's sinnige Denkweise den bescheidenen Wirkungskreis eines Subalternoffiziers mit dem milden Lichte des rationalistisch-kantischen Humanitätsgedankens sich erhellte und wohnlich machte, trug Roon's brennender Ehrgeiz schwer an dem geisttötenden Einerlei des Garnisonlebens. „Welch' ein Danaidengeschäft," seufzte er, „ewige Vorbereitungen und keine Tat." Mehr, weil sein tätiger Geist nach Beschäftigung suchte, als aus innerem wissenschaftlichen Erkenntnisdrange warf er sich, von Karl Ritter angeregt, auf geographische Studien. Seine Arbeiten auf diesem Gebiete sind das rühmliche Zeugnis einer entschiedenen wissenschaftlichen Befähigung. Die wissenschaftliche Tendenz jener Zeit überhaupt und die

Ritter'sche Methode insbesondere erkennt man in seinem ausgesprochenen Streben nach Vergeistigung der Materie, nach Verbannung alles Zufälligen. Die Art, wie er die physikalischen und klimatischen Fäden einwob in den oro- und hydrographischen Stoff, war bahnbrechend für den geographischen Unterricht. Aber ihn reizte dabei mehr die praktische Verwertung des Studiums, und indem er es versuchte, die Wissenschaft der Militärgeographie neu zu begründen, blitzte seine wahre Sehnsucht auf in dem Preise der Göttin der Kriegskunst, die ohne die Zwischenstufe des Wissens unmittelbar im vollen Waffenschmucke dem Haupte des Zeus entspringe.[1])

So trat er in die tief bewegte Zeit der vierziger Jahre ein, in sich klar und sicher, jeder Zoll ein Offizier und Aristokrat, durch die feste Disziplin seines Charakters, der doch tiefe Leidenschaften in sich barg, so recht geeignet zum Leiter eines jungen Prinzen, wie Friedrich Karl, dessen schwerblütige, trotzige und selbstbewußte Natur zu ihrer Zügelung ebenso des kongenialen Verständnisses, wie der überlegenen Reife bedurfte. An dem strengen Royalismus und dem Standesstolze des preußischen Offiziers prallten auch zunächst die Wogen des öffentlichen Lebens vollständig ab, er verachtete sie als Journalisten- und Literatenmache und erklärte am 17. März 1848: „Der ganze Spektakel hat gar keine Wurzel im eigentlichen Volke." Aber in der Art, wie nun der ungeahnte Erfolg der Revolution auf ihn wirkte, zeigte es sich, daß er mehr war als ein hochmütiger und verständnisloser Junker. Ob es ihm gleich war, als müsse er einen Teil seiner Persönlichkeit aufgeben, um an die bisher unbedingt verworfene „korruptible Repräsentativkonstitution" zu glauben, so tat er es doch mit festem Entschlusse. „Jetzt mit allen Kräften in das neue Schiff — wenn auch mit gebrochenem Herzen." Aber sein Herz war nicht gebrochen, er war jugendlicher und elastischer, als er selbst glaubte. Wenn Leopold v. Gerlach, ein Vertreter des älteren Geschlechtes, damals durch die Kraft einer den ganzen Menschen durchdringenden Doktrin aufrecht erhalten wurde, so bewirkte das

[1]) Die iberische Halbinsel, 1839, S. IX.

bei ihm die unmittelbare Verknüpfung mit einer ganz realen und gesunden Lebensmacht. „Ja, ich sage es unumwunden," schrieb er am 25. März 1848, „das Heer, das ist jetzt unser Vaterland," — „ein alter, edler Wein neben jungem gährendem Moste." Das war ja der Gedanke Boyen's und seiner Freunde immer gewesen, daß die allgemeine Wehrpflicht ein besseres Bollwerk gegen die Revolution sei, als die Polizeigewalt des starren Absolutismus, und zum guten Teile ihr Werk war ja dieses kernige und frische Heer, dessen Anblick damals Roon's gesunkenen Mut zu froher Zuversicht wieder erhob. So bewährte sich jetzt das Werk von 1814, indem es Roon die Metamorphose des politischen Denkens, die er 1848 durchmachen mußte, erleichterte, aber allerdings in einer besonderen Weise, die jenes tiefe Wort Boyen's bestätigte, daß alle Institutionen mehr durch die Macht der aus ihnen sich entwickelnden Notwendigkeit, als durch die Absichten ihrer ersten Urheber ihre Richtung erhalten. Denn Roon's Blick haftete nicht sowohl an dem, was für Boyen die Hauptsache gewesen war, an der inneren idealen Grundlage der preußischen Heeresverfassung, an der Verknüpfung von Volk und Staat durch das Band einer gegenseitigen reinen und hohen Verpflichtung, nicht an der großen geistigen Bewegung, aus der Preußens Wiedergeburt nach dem Tilsiter Frieden hervorgegangen war, sondern an der greifbaren, scharfen Waffe, die damals durch das Bündnis des preußischen Staates mit dem deutschen Geiste gewonnen war, und an den Händen, die sie scharf und blank erhielten. Wenn er sagte, daß nur durch das Heer und namentlich durch seine Führer die nationale Kraft Preußens geschaffen sei, daß nur durch die Tätigkeit des preußischen Offizierkorps in den letzten 35 Jahren das preußische Volk eben das tüchtige, kampfbereite und wehrhafte Volk geworden sei, so war das ja nicht so ganz unrichtig, aber doch immer nur die Außenseite der Dinge. Aber so war Roon einmal, ein frischer, kraftvoller Realist. Er forschte nicht grübelnd, wie die Waffe, die er hielt, entstanden sei, und sah lächelnd auf die herab, die nicht das Zeug hatten, sie zu schwingen. Ja, meinte er, Klugheit und

Mäßigung ist dem liberalismus vulgaris wohl eigen, aber er weiß nicht, daß zum Herrschen noch ganz andere Eigenschaften erforderlich sind.

So ist das Jahr 1848 wie für Bismarck, so auch für Roon von entscheidender Bedeutung geworden. Gegenüber der tobenden, aber mit zerbrechlichen Waffen kämpfenden Demokratie, gegenüber den Reden ohne Taten des gemäßigten Liberalismus kommt ihnen die Fülle der Machtmittel, welche der preußische Staat in seinem Heere hat, auf das stärkste zum Bewußtsein, nicht minder stark dabei aber auch das Mißverhältnis zwischen der tatsächlichen inneren Stärke Preußens und seiner äußeren politischen Bedeutung. Und in den stillen fünfziger Jahren gelangte Roon zu der Ueberzeugung, daß die Beseitigung des deutschen Dualismus, die Einheit Deutschlands unter Preußen „wesentlich und eigentlich Deutschlands historisch-politische Aufgabe sei."

Um sie zu lösen, mußte man freilich auch der anderen großen Lehre des Jahres 1848, des Zusammenbruchs des absolutistischen Prinzips, eingedenk bleiben. Haftete sie aber bei Roon wirklich auch so fest, wie es nötig war? Er machte bei seiner Berufung ins Ministeramt kein Hehl daraus, daß er von der ganzen konstitutionellen Wirtschaft niemals etwas gehalten hätte, und man wird eigentümlich berührt, wenn er während der Konfliktszeit einmal erzählt, daß er die Geschichte Strafford's studiere. Eine höchst bedenkliche Doktrin, die einem Strafford Ehre gemacht haben würde, entwickelte er dann einmal in den Anfängen des Kampfes, 1861. Die Verfassung, meinte er, sei das Ergebnis des freien Willens des Königs und zwar gewissenhaft zu erfüllen, aber nicht als unaufschiebliche Vertragsverbindlichkeit, sondern vielmehr als freiwillig übernommene Verpflichtung für die Zukunft, deren tatsächliche Erfüllung an die fernere freie Entschließung des Königs geknüpft sei.

Aber so unsympathisch ihm der Konstitutionalismus im Grunde blieb, ein starrer Fanatiker des Absolutismus war er darum doch nie. Wie 1848, wollte er auch 1859 die vollbrachten Tatsachen anerkennen und gut

konstitutionell handeln, wofern man nur an dem, worin er nun einmal den stärksten Pfeiler des Staates erblickte, an dem Heere, nicht rüttelte und rührte. Wie sehr irrten aber dabei diejenigen seiner Gegner, die in ihm nur den Wortführer für die egoistischen Interessen des junkerlichen Offiziertums und der zünftigen Routine des Militarismus sahen. So lange er in dieser Routine sich bewegen mußte, verlangte sein Herz nach stärkeren „Hebeln für den inwendigen Menschen"; denn er war keiner von den Boyen so verhaßten Paradesoldaten, die in dem wohlgelungenen Drill und den blanken Bildern des Exerzierplatzes schwelgten, und dem aristokratischen Standesgeiste des Offizierkorps blieb er deswegen hold, weil er seiner eigentümlichen Denkweise nach nun einmal das Mark des Heeres in dem einheitlich erzogenen, fest disziplinierten und feste Disziplin nach unten hin ausübenden Offizierkorps erblickte. Er gab es immerhin zu[1]), daß das Kadettenkorps eine gewisse Einseitigkeit in die Bildung der jungen Leute bringe, aber eine solche Einseitigkeit habe auch den Vorzug, daß sie für ihren Zweck schneidiger werde als jede Universalität, die sich eben nicht eines bestimmten Zieles bewußt sei. Eine Anschauung, die, wenn sie weiter um sich griff, den alten, von den Reformern so beklagten Riß in Bildung und Denkweise der höheren Stände wieder erneuern konnte. Roon kam diese Gefahr nicht zum Bewußtsein, er lehnte die Besorgnisse, die man ihm in dieser Hinsicht entgegenhielt, rundweg ab. Er leugnete, daß eine Kluft zwischen Heer und Nation sich bilde, und die äußeren Symptome, aus denen auch maßvolle Beobachter die Existenz einer solchen folgerten, führte er lediglich zurück auf die Reizung des berechtigten Selbstgefühls der Armee durch die vordringende agitatorische Demokratie. Es ist danach wohl verständlich, daß die Schöpfung Boyen's, die mehr auf sittlichen Impulsen als auf technischer Routine basierte Landwehr, in seinen Augen eine durch und durch falsche Institution war, ohne wahren Soldatengeist und Disziplin. Er hätte sie am liebsten ganz aufgehoben, wie seine große

[1]) Reden 1,25 (18. Mai 1860).

Denkschrift für den Prinzregenten von 1859 zeigt. Daß er dann doch, dem Wunsche des Prinzregenten sich fügend, das unter Bonin's Verwaltung ausgearbeitete Projekt, nur die jüngsten Jahrgänge der Landwehr in die Linie einzuverleiben, annahm und durchführte, zeigt aber jedenfalls, daß er auch auf diesem seinem eigensten Gebiete kein eigensinniger Doktrinär war. Genug, daß das Wesentliche gewahrt blieb, daß die Feldarmee fortan eine in sich ganz homogene, von oben bis unten für ihren Beruf durchgebildete Streitmacht wurde.

Aber auch die starke Einseitigkeit des Berufssoldatentums war noch nicht der letzte und höchste Gedanke seiner ministeriellen Wirksamkeit. Er wollte nicht nur, daß das Schwert geschärft, sondern auch, daß es dereinst gezogen würde. Nicht, daß er mit der bestimmten Absicht in das Ministerium trat, auf eine Lösung der deutschen Frage durch das Schwert direkt hinzuarbeiten. Seine Selbstbeschränkung auf die nächsten, nötigsten Ziele zeigt sich gerade in seinem anfänglichen Entschlusse, sich in das rein politische Gebiet nicht hineinzumischen, aber der Untergrund seines Denkens war damals die Überzeugung, daß Preußen über kurz oder lang heraustreten müsse auf die Walstatt, daß es die Schmach von Olmütz sühnen und Geschichte machen müsse. Was aber war ihm Geschichte? Worin sah er den historischen Beruf Preußens? „Wenn ich die Geschichte", sagte er, „mit Nutzen gelesen habe, so ist ihr Hauptinhalt nichts anderes, als der Kampf um Macht und Machterweiterung.[1]) Aehnlich rief er es dem Könige im April 1861 mit Worten wie von blinkendem Stahle zu: „Zwei Wege haben wir, um aus dem Wirrsal herauszukommen. Der eine heißt Nachgeben; im Hintergrunde winkt eine Bürgerkrone, und Preußen wetteifert vielleicht künftig mit Belgien in den materiellen Segnungen einer unhistorischen Existenz. Der andere heißt Geltendmachung des gesetzlich berechtigten königlichen Willens. Er führt auf anfangs rauher Bahn, aber mit allem Glanz und aller Waffenherrlichkeit eines glorreichen Kampfes zu den beherrschenden Höhen des Lebens." Aber das war

[1]) Reden 1,234.

nicht die rohe Herrschsucht des Despoten, sondern die veredelte Pleonexie[1] des Aristokraten, der sich selbst vor allem in Disziplin hält und überzeugt ist, daß die Dinge dieser Welt am besten bestellt sind, wenn die Massen von der überlegenen Energie und Einsicht einer dazu erzogenen Minderheit beherrscht werden. Wie er selbst seine Leidenschaften fest im Zügel hielt und im Kampfe mit seinen politischen Gegnern gleichsam wie ein Feldherr operierte, der nur mit seinen disziplinierten Truppen, aber nicht mit den elementaren Gewalten des Volkskrieges kämpfen will, so sollte auch das Heer die Kraft und Intelligenz der ganzen Nation zusammenfassen in der Hand eines straff organisierten Offizierkorps, so sollte auch im Staate die Obrigkeit mit entschlossener Energie und Konsequenz ihre Macht gebrauchen, so sollte auch im weiteren deutschen Vaterlande die Herrschaft des stärksten und disziplinierteſten Staates begründet werden. Und er glaubte auch alle widerstrebenden Gewalten der modernen Zeit mit solcher Herrschweise niederzwingen zu können, wie in den Konfliktsjahren die Demokratie, so später in den siebziger Jahren den Sozialismus und Anarchismus. Ein König, der ein tapferer Mann ist, sagte er 1862 recht aus seiner Denkweise heraus, kann alles, er kann Zauberdinge tun. Von einer direkten Beeinflussung der Wahlen durch die Regierung versprach er sich damals einen unfehlbaren Erfolg.[2] Zornig wallte nach den Attentaten von 1878 seine alte Verachtung für die idealistischen Torheiten des Liberalismus wieder auf. Mit dem Messer, sagte er, müsse man die geilen Auswüchse des politischen Daseins ausschneiden, dann werde man auch das Leben des Reiches und Volkes wieder zur Gesundheit zurückführen. Er vertraute unbedingt dem Erfolge einer kräftigen Gesetzgebung für Presse und Vereinswesen, wenn auch nicht mit einem Schlage, so doch nach und nach durch konsequenten richtigen Kalkül. So konnte er, mitten im Kulturkampfe, auf einer Reise

[1] [griechisch; das Mehr haben wollen, das unersättliche Streben nach Machterweiterung und persönlicher Wirkung. — Klammern enthalten Anmerkungen des Herausgebers.]

[2] Aus dem Leben Th. von Bernhardi's, 4, 211.

in Sicilien, selbst dem Papismus eine sympathische Seite abgewinnen und ihn als eine wirksame Polizeiinstitution, als eine Kette, welche die Bestie bisher gezügelt hätte, schätzen. Und wenn er auch damals einsah, daß mit Gesetzesparagraphen allein noch nichts zu machen sei, daß es auch der sittlichen Hebel des Christentums bedürfe, so ist es doch höchst charakteristisch für ihn, daß er dabei nicht an die von innen, aus dem Gewissen hervorgehende Sittlichkeit denkt, sondern an die „autoritative Kraft", welche jene Hebel in Bewegung setzen müsse.

In ihm lebte jenes Christentum, welches so gut zu einer antidemokratischen Staatsanschauung paßt, indem es tief überzeugt ist von der Sündhaftigkeit aller Kreatur und daß die strenge Zuchtrute nun einmal notwendig sei, um die bösen Mächte im Zaum zu halten. Wie weit lag dieser Pessimismus auch wieder ab von der gläubigen Zuversicht Boyen's auf den von Gott in den Menschen gepflanzten Keim des Guten. Man sieht, was ja bei tieferen Naturen sich von selbst versteht, daß die Unterschiede ihres politischen Denkens auch auf religiöse Wurzeln zurückgehen. Der Gegensatz ist wohl wert, daß man ihn noch genauer in's Auge faßt. Die systematisierende und verbindende Denkweise Boyen's schuf sich auch eine Weltanschauung, in der kein Riß war zwischen Gott und Menschheit, wo der strebenden Menschenseele immerdar, ohne mystische Vermittelung, die gütige Vaterhand sich entgegenstreckte und der Mensch durch Zusammenwirken der eigenen Anstrengung mit göttlicher Hülfe hoffen konnte, zu immer höheren Stufen des geistigen und sittlichen Lebens emporzusteigen. Roon dagegen, trotz seiner disziplinierten Außenseite im Grunde, nach seinem eigenen Geständnis, eine mehr instinktive Natur, konnte den inneren Kampf seiner Leidenschaft und seines Lebensdranges mit dem geoffenbarten göttlichen Gebote nicht durch eine so harmonische und milde Lösung schlichten. Er sehnte sich aus tiefster Seele nach einer solchen Lösung, aber er glaubte sie doch nur im Jenseits möglich. O wie eitel, rief er im Zwiegespräch mit seinen vertrauten Freunden aus,

sind alle unsere Wünsche, aller Glanz und Schimmer unseres dunstigen, fröhnerischen Erdendaseins im Vergleich mit der uns verheißenen ewigen Herrlichkeit! Hienieden ist der Mensch wie ein Vogel ohne Flügel. So oft er auch nach oben aufflattert, so oft fällt er auf den gemeinen Boden dieser armen und doch so schönen Erde zurück. In der schwersten Stunde seines Lebens, beim Ausbruch des Krieges 1866, als Perthes in Treue warnen zu müssen glaubte vor der Entfesselung des Bruderkrieges und dem Bündnis mit den revolutionären Ideen, trat ihm dieser Zwiespalt zwischen Welt und Gott wie ein gähnender Abgrund vor die Seele. Er glaubte, was sich jetzt vorbereitete, nur erklären zu können aus dem Schriftworte: Die Sünde ist der Leute Verderben. Er fühlte auf das schärfste den furchtbaren Widerspruch der christlichen Bruderliebe mit der Pflicht, den Gegner niederzuschmettern, aber er ging darum doch mit festem Schritte vowärts. Denn um das Große und Neue hervorzubringen, sei auch das Entsetzliche dabei nicht zu vermeiden, und wenn der Kampf einmal entbrannt sei, walte rücksichtslos das rohe Naturgesetz der Selbsterhaltung.

Es war dabei, wie stark auch dieses Bewußtsein des Widerspruches zwischen göttlichem Gebot und irdischer Handlungsweise war, doch noch etwas von jener naiven mittelalterlichen Ritterlichkeit in ihm, die Gott am liebsten mit dem Schwerte diente. Er verglich selbst einmal seinen Zustand mit dem eines Kämpfers im Gottesgericht. Jedenfalls konnte er nicht kämpfen ohne die ihn ganz durchströmende Ueberzeugung, daß auf den Zielen seines Handelns Gottes Segen ruhe, daß er ein Werkzeug des Höchsten sei. Aber es gehörte dann allerdings eine außerordentliche Energie, ein brennender Drang, vorwärts zu kommen, dazu, um in zweifelhaften Fällen über zartere Fragen des Rechtes hinwegzugehen. Nicht erst nach Bismarck's Eintritt in das Ministerium handelte Roon danach. Daß er vielmehr für jenes Berufung so nachdrücklich arbeitete und ihn dann auch in seiner äußeren Politik so entschieden unterstützte, bewirkte eine von Hause aus vorhandene Ver-

wandtschaft des Denkens. Aehnlich wie Bismarck von Gerlach, so wurde Roon von seinem Freunde Perthes zuweilen gemahnt, das Machen nicht über das Werden zu stellen und die Forderungen des legitimen Rechtes nicht zu verletzen. Aber wie hätte damit etwas erreicht werden können. Ich war stets der Meinung, sagte Roon im Mai 1862, daß unsere kurhessische Politik seit 1859, diktiert vom Popularitätsschwindel, eine falsche und übergreifende war. Aber wir haben sie gemacht und müssen darum auf demselben Wege vorwärts. Besser verbluten als verfaulen. So ward für ihn auch die schleswig-holsteinische Frage, ebenso wie für Bismarck, mehr eine Frage der Macht als des Rechtes.[1])

Und als er dann zu den beherrschenden Höhen des Lebens hinaufgestiegen war, als das staubige Gewühl des Kampfes, das so oft ihn mit Ekel und fressendem Grimme erfüllt hatte, weit hinter ihm lag, wie offenbarte sich da seine Natur? Mannigfaltig, nicht ohne Widerspruch, aber immer elementar, echt und groß. Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz wurde sein Herz von Dank gegen Gott bewegt, und er konnte sich doch nicht so recht freuen, weil er an den Gefechts- und Schlachttagen sich keinen besonderen Dank hatte verdienen können. Als er dann wieder an der Stätte seiner Kindheit weilte und die Dünen durchkroch, die ihm als Kind wie himmelhohe Berge erschienen waren, da wurde ihm, dem sonst so wenig Sentimentalen, eigen zu Mute. „Die See aber hatte das alte Gesicht und das alte Lied." Perthes hatte ihn dazwischen einmal wieder mahnen müssen, seinem unerschöpflichen Drange, zu produzieren, Schranken zu setzen. Aber auch in seinem eigenen Inneren legten sich jetzt die Wellen. Mir ist sehr abendlich zu Sinne, schrieb er 1868 seinem Freunde Blanckenburg aus Lugano, die Sehnsucht nach Ruhe erfüllt alle Tiefen meines Herzens. Er sah zurück in sein von Ruhm und Erfolg gekröntes Leben, aber der Rückblick war ihm nicht erquicklich. Wie viel Sünden, Verkehrtheiten und Zerrbilder, klagte er, die man einst für Meisterstücke zu halten geneigt war! So blieb auch ihm, der so wenig

[1]) Vgl. auch: Aus dem Leben Th. von Bernhardi's, 5, 164.

zu Kontemplation und asketischer Selbstquälerei taugte, die faustische Erfahrung nicht erspart: „Er, unbefriedigt jeden Augenblick".

Nach Charakter und Denkweise kommt wohl von den Staatsmännern des neuen Reiches keiner dem größten unter ihnen so nahe, wie Roon. Wir haben es nur vermieden, die Parallelen mit Bismarck stärker zu betonen, um der aus eigener Wurzel hervorgehenden Natur Roon's ihr volles Recht widerfahren zu lassen. Um einen Grad war auch der ältere Roon, wenn man so sagen darf, unmoderner als Bismarck. Der „verwegene Steuermann" der liberalen Ära nach 1866 mit seiner souveränen Verachtung seiner Umgebungen, mit seiner Gleichgültigkeit gegen die Parteiprinzipien erregte ihm mitunter düstere Sorge um die Zuverlässigkeit des von ihm errichteten politischen Gebäudes.

Aber dieser Unterschied erscheint nur als leichte Nuance, wenn wir den Abstand ausmessen, der Roon's und Boyen's Gedankenwelt trennte. Ein Gemeinsames wird allerdings schon auch hier in die Augen gesprungen sein: die fast zur Glaubensgewißheit sich steigernde Zuversicht, daß eine starke und umsichtige Regierung im Inneren auch erreiche, was sie wolle. Darin lebten beide noch von der geistigen Erbschaft Friedrich's des Großen. Aber sehr verschieden war, wie wir sahen, das Ziel dieses Wollens. Für Boyen der intensivste Bund zwischen Staat, Volk und Individuum, den man sich denken kann, zusammengehalten durch das in aller Herzen lebende Ideal der Humanität und des Sittengesetzes. Für Roon die straffe Konzentrierung der nationalen Kräfte für die Zwecke von Macht und Herrschaft, so daß Volk, Aristokratie und Königtum sich zu einander verhielten wie Soldaten, Offizierkorps und oberster Führer eines Regimentes.

Wir können jetzt die am Eingang aufgeworfene Frage wieder aufnehmen. Wenn Max Duncker 1863 zu Theodor v. Bernhardi sagte, es sei jetzt aus der Heeresfrage ein Kampf um Prinzipien, ein Ständekampf des Bürgertums gegen das Junkertum geworden, so lag wirklich ein Teil Wahrheit darin. Aber es war nicht die ganze

Wahrheit. Das Große und Charakteristische von Roon's und Bismarck's Politik liegt darin, daß sie zwar die Herrschaft einer Aristokratie, aber einer überaus weitsichtigen, politisch denkenden begründeten. Sie verstanden es, aus den Ideen, die eine im Ursprung unaristokratische, antiständische Geistesbewegung in Deutschland erzeugt hatte, diejenigen auszuwählen und in ihr Siegesgefährt einzuspannen, welche politisch verwendbar und wirksam waren. Der Art, wie Bismarck den nationalen Gedanken gewissermaßen einfing, entspricht genau die Art, wie Roon die Idee der allgemeinen Wehrpflicht ausgenutzt hat. Er half beseitigen, was unpraktisch und ideologisch an ihr war und freute sich dann des scharf geschliffenen Schwertes, dessen Griff nun ganz und gar in der Hand des Kriegsherrn und seiner auserlesenen Vasallen lag.

So benutzten sie meisterhaft die Ideen, die sie doch nicht mit geschaffen hatten. Das war ihre Stärke und ihre Schwäche, deswegen konnten sie auch nicht in ein ganz innerliches Verhältnis zu ihnen treten. Naturwüchsiger und naiver als die meisten der Staatsmänner von 1813, haben sie doch deren wundervolle Harmonie und Innigkeit der geistigen und politischen Überzeugungen nicht wieder erreicht, und Boyen hätte seinem praktischeren Nachfolger wohl zurufen können: „Allein bedenk' und überhebe nicht Dich Deiner Kraft!"

Die Gedanken und Erinnerungen Bismarcks.*)

Mit übermächtigen Eindrücken scheidet man von einem Buche, das eine so mannigfaltige und durchweg gewaltige Wirkung ausübt: Als Meisterwerk historischer Darstellung, als Quelle ersten Ranges voll neuer und wichtiger Aufschlüsse über die Epoche der Reichsgründung, als politisches Vermächtnis des größten deutschen Staatsmanns an sein Volk, — schließlich und wohl am stärksten als Entschleierung eines Menschenlebens von tragischer Größe, bei der man wieder einmal empfindet, daß die Geschichte im innersten Kerne auf den Kräften persönlichen Lebens beruht. Noch ist es unmöglich, alle diese wogenden Eindrücke zu ordnen und zu verarbeiten. Man scheut sich fast, so in Erkenntnis, Gemüt und Willen zugleich angepackt, das gewöhnliche Handwerkszeug der historischen Methode zu ergreifen und den fließenden und gährenden Stoff in feste Formen zu bringen. Gewiß, es kann denen, die ihr eigenes, wenn auch noch so kleines Dasein innig verknüpft fühlen mit dem großen, hier offenbarten Lebensschicksal, die Stimmung zu ruhiger, wissenschaftlicher Würdigung noch fehlen. Aber es ist zweifelhaft, daß etwa diejenigen sie haben und zu einem gewichtigeren Urteil berufen sein sollten, die ihm kühl oder gar feindlich gegenüberstehen. Suchen wir, so gut es eben geht, ein Bedürfnis zu erfüllen, das stärker ist als die abmahnende kritische Vorsicht.

Sie will sich gleich schon wieder regen gegenüber dem Eindrucke, daß diese „Gedanken und Erinnerungen"

*) Aus der Historischen Zeitschrift, Bd. 82 (1898).

eine historiographische Leistung im eigentlichen Sinne seien. Man weiß ja, wie sie entstanden sind. Fast zufällig veranlaßt, ist die Arbeit in ihrem weiteren Fortgange noch wiederholten Anstoßes von seiten der Umgebung bedürftig gewesen. Lothar Bucher hat sich das große Verdienst erworben, den Fürsten immer wieder auf sie hinzulenken und sie ihm durch Niederschrift seines Diktats und sonstige redaktionelle Hülfe zu erleichtern. Doch wuchs dem Fürsten die Arbeit sichtlich bald ans Herz, und er hat sie auch nach dem Tode seines treuen und geschickten Helfers immer von neuem vorgenommen. Die verschiedenen Stufen des Werkes wird uns hoffentlich später einmal, soweit es wissenschaftlich notwendig ist, eine kritische Ausgabe veranschaulichen, die zugleich dann auch das große und keineswegs jetzt wertlos gewordene Material anderwärts aufgezeichneter autobiographischer Erzählungen Bismarck's berücksichtigen müßte. Jedenfalls trägt das Werk auch in seiner letzten Gestalt die Spuren seiner Entstehung an sich; die Kapitel hängen oft nur lose zusammen, die Erzählung springt zuweilen hin und her wie im mündlichen Gespräche, Wiederholungen sind sehr häufig, die Behandlung des Stoffes ist überhaupt ganz ungleichmäßig; zumal von 1864 ab unterbricht und ersetzt die lehrhafte Reflexion und Nutzanwendung immer häufiger den Fluß der Ereignisse, sodaß bedeutende Aktionen, wie die Vorgeschichte des Krieges von 1866, die Luxemburgische Frage, die wirtschaftspolitische Wendung von 1879 kaum gestreift werden. Aber gerade das ist charakteristisch. Hätte Bismarck nur an seinen Ruhm gedacht, so würde er es leicht gehabt haben, ihn hier erglänzen zu lassen. Im quillt eben das vom Munde, was ihm sich selbst am Abend seines Lebens in rückschauender Erinnerung am stärksten aufdrängte. Seine Memoiren sind kein wohlkomponierter Park, sondern ein natürlich gewachsener Wald.

So wird nun aber da, wo er wirklich voll und reich erzählt, eine ganz ursprüngliche und elementare Wirkung erzielt. Wie schwer und wuchtig führen gleich

die ersten Kapitel in die Katastrophe von 1848 hinein! So hat noch niemand den Zusammenbruch Friedrich Wilhelm's IV. geschildert, wie Bismarck in der Potsdamer Scene am 25. März 1848, wo nach der Ansprache des Königs an die Offiziere „sich ein Murren und Aufstoßen von Säbelscheiden erhob, wie es ein König von Preußen in Mitten seiner Offiziere nie gehört haben wird und hoffentlich nie wieder hören wird", — eine Scene von packendem Leben und ungemeiner symbolischer Bedeutung, wie sie nur ein großer Historiker so fassen kann.

Eine der schwierigsten Aufgaben der Geschichtserzählung ist die Darstellung diplomatischer Verhandlungen. Wir ringen gegenwärtig nach einer Form, die dem Leser das ermüdende Detail der Kreuz- und Querzüge, der Oscillationen und Velleitäten erspart und ihm nur den ideellen Kern gibt, ohne deswegen die Anschaulichkeit des Lebens einzubüßen. Bismarck braucht sich um solche Kunst gar nicht erst zu bemühen, sie leitet ganz von selbst seinen Griffel, weil er es als Diplomat eben verstanden hatte, auch in den Kleinbetrieb seines Handwerks immer die Kraft und den Inhalt seiner großen Ziele zu legen. So sind auch die kleinen diplomatischen Scenen und Episoden, die er bringt, meist von einer über den Augenblick und den unmittelbaren drastischen Effekt hinausreichenden Bedeutung. Solch prachtvollen Stoff wird nun freilich der diplomatische Historiker, der ihm nacheifern wollte, nur selten vor sich haben, aber daran kann er sich ein Muster nehmen, wie Bismarck beispielsweise eine so langwierige und im Sande verlaufende Verhandlung, wie die 1863 und 1864 mit Oesterreich geführte, zu sublimieren versteht und einen geistigen Prozeß, die innere Geschichte der Idee des friedlichen Dualismus beider Großmächte herausarbeitet.

Daß ein so scharfer und durchdringender Menschenkenner auch ein Menschenschilderer ersten Ranges sein konnte, ist selbstverständlich und wußten alle, die seinen Gesprächen lauschen konnten. Innere Gründe sind es, weshalb die Kunst der Charakterschilderung in seinen

Erinnerungen auffallend zurücktritt. Ein einziger Mensch ist mit allen Fasern seines Wesens erfaßt und dargestellt, der treue Herr des treuen Dieners, Kaiser Wilhelm I. So tief haben wir ihm in seine menschlichen Schwächen noch nie hineingesehen wie hier. Es ist ein Porträt modernen Stils im guten Sinne, rücksichtslos ehrlich, wie die Naturalisten es wollen, aber es wühlt nicht in den schwachen Seiten, es flimmert auch nicht impressionistisch, sondern es zieht scharf und klar die Linien, die vom Kleinen zum Großen, vom Typischen zum Individuellen hinüberführen. Er betont (1. 285), was man sonst in Kaiser Wilhelm's Charakteristik entweder wegen seiner anscheinenden Selbstverständlichkeit leicht vergißt oder idealisierend ausschmückt, seine „seltene und ihm absolut natürliche Furchtlosigkeit", seine Haltung, die „in jeder äußeren Gefahr etwas Herzerhebendes und Begeisterndes hatte". Das wirkt auch auf den Leser wieder ganz persönlich, sogleich aber leitet er dessen Auge hinüber zu dem hier ausgebildeten „idealen Typus eines preußischen Offiziers", der „auf Befehl" selbstlos und furchtlos dem Tode entgegengeht, aber auf eigene Verantwortlichkeit gestellt, die Kritik des Vorgesetzten oder der Welt mehr als den Tod fürchtet und so in das Schwanken gerät. Wie gut verständlich wird es dadurch, daß dieser tapfere Offizier so oft den Einflüssen seiner Gemahlin unterliegt, die es nicht lassen kann, ihn zu bearbeiten und Bismarck zu kontrekarrieren. Bis an die äußerste Grenze der Pietät geht Bismarck, wenn er bemerkt, daß er immer leicht habe unterscheiden können ob die Gegengründe seines Herrn weiblicher Herkunft waren, — sie wären dann „unsachlich und unlogisch" gewesen (2, 286). Aber er überschreitet die Grenze nicht, und das Wort von erhabener Einfachheit: „Er hatte das königliche Gefühl, daß er es nicht nur vertrug, sondern sich gehoben fühlte durch den Gedanken, einen angesehenen und mächtigen Diener zu haben," (2, 291), führt ihn und den Leser wieder hinauf in die Höhe ehrlicher Bewunderung. Und wenn noch viel rücksichtslosere Aeußerungen Bismarck's, die doch im intimen Gespräch jeder gerade und tapfere

Mensch wagen darf, bekannt werden sollten, als die von Busch zusammengerafften, so erhalten sie ihr Korrektiv durch ein anderes Wort Bismarck's, das in diesem so selbstbewußten und trotzigen Geist wie Kindesseele aufleuchtet: „Das Gefühl, beleidigt zu sein, werde ich ihm gegenüber ebenso wenig gehabt haben, wie im elterlichen Hause" (2, 290). Und doch hatte der Kaiser es ihm am 18. Januar 1871 angetan, in dem feierlichsten Augenblick dieser Siegeszeit verstimmt an ihm vorüberzugehen.

Innere Gründe, sagten wir, sind es, weshalb diesem wunderbar ausgeführten Charakterbilde ähnliche Schilderungen historischer Charaktere seiner Zeit nicht zur Seite stehen. Er schreibt in der Stimmung des Greisenalters, in der das Interesse an dem einzelnen Menschen sich mindert. Nicht daß es ihm wie Leopold v. Ranke ginge, dem, je höher er stieg, umsomehr das Individuelle zusammenfloß zu den großen Ideenzügen. Zwar summiert und generalisiert auch Bismarck hier häufiger, als man sonst in den historischen Rückblicken seiner Reden von ihm gewohnt war, und das kurze Kapitel „Dynastien und Stämme", sowie die Exkurse über europäische Politik im 2. Bande sind dadurch so lehrreich ausgefallen. Aber im Ganzen atmen seine Aufzeichnungen keine Ruhe nach dem Sturme, keine Beschaulichkeit, sondern eine ungebrochene und leidenschaftliche Kampfesstimmung, — eine Kampfesstimmung freilich, die nur den Schmerz, nicht das Glück der früheren Kämpfe festgehalten hat. Der Verlust sinnlicher Frische und Lebenskraft, den das Greisenalter notwendig bringt, vollzieht sich bei ihm darin, daß alles, was ihm seine früheren gewaltigen Kämpfe erleichtert hat, zusammenschwindet: die Elastizität, die mit den Menschen und Dingen zuweilen fast zu spielen scheint, der kecke Wagemut und die sprühende Freude am Kampfe und Siege. Zurückgeblieben aber ist die ganze Kraft des Zornes und der Erbitterung, deren er auch einst bedurfte, um seine Gegner niederzuwerfen, und so durchkostet er in der Erinnerung alles noch einmal und vielleicht viel, viel bitterer als vordem. Es ist er-

greifend zu sehen, daß dieser Mann nach so ungeheuren Triumphen, verehrt und geliebt von Millionen seiner Landsleute, nicht ausruhen kann in seinem Glück, sondern von inneren Mächten getrieben weiter kämpfen und sich zerarbeiten muß — man möchte fast sagen, wie die Krieger der Hunnenschlacht, die auch als Schatten grimmig und freudlos weiter streiten. Freilich, es ist doch nicht der ganze Bismarck auch des Greisenalters, der in diesen Aufzeichnungen sich kundgibt. So furchtbar ernst und schwer wie hier ist er denen, die ihn zuletzt sahen, nicht immer erschienen. Aber immerhin, er zeichnet auf, was seinem inneren Auge selbst als der stärkste und wesentlichste Inhalt seines Lebens erscheint.

Und der steht, sachlich betrachtet, durchaus unter der Herrschaft des Zweckes. Dieser hat die ursprünglich so überschäumende und naiv sich ergießende Kraftnatur nicht ganz, aber doch so sehr für sich aufgesogen, daß selbst durch die Erzählung seiner Jünglingsjahre der „tolle Junker von Kniephof" kaum noch durchschimmert. Das Buch ist von Anfang bis zu Ende „Haupt- und Staatsaktion", deren persönlich-menschliche Rückseite fast nur das schmerzliche tantae molis erat[1]) ist, aber kein das ganze Innen- und Außenleben so verbindendes Selbstgemälde wie Goethe's „Wahrheit und Dichtung". Unter dieser Herrschaft des Zweckes, dem er seine eigene lebensfrohe Landmanns- und Jägernatur aufgeopfert hat, erhält aber auch die ganze Fülle der Gestalten und Erscheinungen, die er erlebt hat, ein besonderes Ansehen. Er zeichnet die Menschen fast durchweg unter dem Gesichtspunkt, ob sie seinem Zwecke dienten oder sich ihm entgegenstemmten. Auffallend dürftig charakterisiert er die, deren Unterstützung er dann und wann freundlich hervorhebt. Schon die Auswahl derer, die er lobt, ist vom Zweck beherrscht. Es treten hervor König Ludwig von Bayern, der Graf von Holnstein, der 1870 zu diesem eilen mußte, die Großherzöge von Sachsen und Baden, letzterer schon nicht ohne ironische Nuance

[1]) [Tantae molis erat Romanam condere gentem: So furchtbar schwer war's, das Römische Reich zu gründen, Vergils, Aeneis I 37.]

des Lobes (2, 121); dann unter einigen auswärtigen Diplomaten namentlich Schuwalow, der Anwalt des deutsch-russischen Einvernehmens. Seine persönlichen Freunde Roon und Blanckenburg werden nur mit dem Maßstabe ihrer politischen Dienste für ihn gemessen. Das alles liegt im Wesen einer willensstarken und überragenden Herrschernatur. Auf diesem kontrastierenden Hintergrunde erst gewinnt die einfache und warme Empfindung, die er für seinen königlichen Herrn bekundet, ihre volle Farbe. Mißgünstige Beurteiler können diese Menschlichkeiten wohl anders auffassen und zumal in den Tatzenschlägen, die er solchen Gegnern wie Schleinitz, Harry Arnim und Gruner versetzt, einen allzu menschlichen Haß erkennen. Kleinlich aber ist der Haß des Gewaltigen, der das ihn hindernde Gestrüpp zerhauen muß, keineswegs. Er konnte niemals vergessen, aber er konnte wohl vergeben, wenn der Gegner ihn ehrlich bat. Und wenn einer von ihnen im Kampfe sich zu einer gewissen Ebenbürtigkeit des Stolzes erhob, konnte auch er bewundern und nicht bloß zürnen. Die Scenen, wie Kaiserin Augusta, die ihm so bitteres Herzeleid angetan hat, mit blitzendem Auge vor ihm sich aufrichtet, wie der Kronprinz mit olympischer Hoheit das Haupt zurückwirft, kann nur jemand so in der Erinnerung festhalten, der groß auch im Zorne ist.

Selten aber brechen, wie gesagt, solche kleinen menschlich-naiven Züge hindurch. Im übrigen steht auch die Darstellung der Ereignisse und die Entwicklung seiner Ansichten so sehr unter der Herrschaft des Zweckes, daß man zu einer sehr vorsichtigen Kritik gemahnt wird. Ein Beispiel nur: Er habe, erzählt er (2, 229), den Dreikaiserbund deswegen erstrebt, weil er das System der Ordnung auf monarchischer Grundlage gegenüber der Republik darstelle, die langsam oder sprungweise zur sozialen Republik hinabzusinken pflege. Das klingt wie Nachhall der Restaurationspolitik und Gerlach'schen Doktrin, die er doch seiner Zeit so unerbittlich zersetzt hatte. Und er selbst hat ja damals gerade die Republik in Frankreich als die für Deutschland nützlichere Regierungsform gefördert. Die Lehre für die Zukunft an

die noch lebenskräftigen Monarchien, die er daran knüpft, läßt vielmehr erkennen, an wessen Ohr er sich eigentlich hier wendet: An Rußland, das er von Frankreich abziehen möchte. Hier läge zugleich dann auch der Fall vor, daß er spätere Erwägungen unwillkürlich seinen früheren Motiven beimischt.

So unentbehrlich die skeptische Kritik aller seiner vom Zweck vielleicht beeinflußten Aeußerungen und Erzählungen ist, so darf doch darüber nie verabsäumt werden, ihn aus der Totalität seiner staatsmännischen und menschlichen Persönlichkeit zu verstehen. Was lehrt uns hierfür sein Buch noch Neues? Wie stellt er selbst, so wollen wir die Frage begrenzen, sein Verhältnis zu den geistigen, sozialen und politischen Strömungen seiner Zeit dar? Es fällt sogleich auf, wie wenig Raum die Erörterungen hierüber einnehmen. Das überaus inhaltsreiche Eingangskapitel und das ebenfalls gedrängt reiche 13. Kapitel „Dynastien und Stämme" enthalten hiervon am meisten; später wird es immer weniger, und auch der Leser vermißt es nicht mehr so sehr, weil der Anblick des einsam kämpfenden und sich aufreibenden Riesen ihn ganz gefangen nimmt. Einsamkeit und Einzigartigkeit dieses Mannes, das ist wohl der Haupteindruck. Man wird fast an Taine's Schilderung von Napoleon erinnert, wie dieser als erratischer Block aus einer ganz anders empfindenden und denkenden Umgebung emporragt. Ganz so unverbunden steht nun aber Bismarck doch nicht da. Sehr einfache, sehr starke Instinkte fesseln ihn von vornherein und sein ganzes Leben hindurch an den Boden, auf dem er erwachsen ist. Als Pantheist und theoretischer Republikaner verließ er die Schule, — man wird wieder an die Wirkung, die Rousseau auf den jungen Napoleon ausgeübt hat, oder, was doch wohl näher liegt, an den republikanisch gestimmten Primaner Heinrich v. Treitschke erinnert. Jedenfalls läßt er dies lose Gewand auch sofort bei den ersten Schritten, die er zu tun hat, fallen und folgt seinem angeborenen preußisch-monarchischen Sinn und seinem festen Instinkt für Autorität. Auch sein Standesgefühl ist naiv lebendig wirksam, so daß seine gesellschaftliche Abneigung gegen die

Burschenschaft sich stärker erweist, als seine deutsch-nationale Sympathie für sie. Sehr entschieden verwahrt er sich freilich gegen die ungerechte Einschätzung seiner jüngeren Jahre, als hätten die „Vorurteile des Standes" ihn geleitet (1, 14). Daß aber die ständisch-liberale Stimmung, in der er zum Vereinigten Landtag gekommen sein will, eben auch mehr Stimmung als Ueberzeugung war, beweist, daß sie wie dünner Schnee zusammenschmolz vor der Antipathie gegen die rheinisch- und ostpreußisch-liberale Opposition. Kein Wort für die lebendigen Kräfte, für den ehrlichen und tiefen Drang lange verhaltener Ideale, der hier hervorbrach. Nur Phrasenschablone sah er damals und sieht er als Greis darin. Wer so sprechen kann, dem ist die Gedankenwelt des damaligen deutschen Mittelstandes innerlich fremd geblieben. Er erkennt sie nur soweit an, als sie politisch realisierbare Werte schafft. „Die geistige Potenz der oberen Zehntausend", sagt er sehr bezeichnend (1, 61), „in der Presse und auf der Tribüne ist von einer zu großen Mannigfaltigkeit sich kreuzender Bestrebungen und Kräfte getragen und geleitet, als daß die Regierungen aus ihr die Richtschnur für ihr Verhalten entnehmen könnten, so lange nicht die Evangelien der Redner und Schriftsteller vermöge des Glaubens, den sie bei den Massen finden, die materiellen Kräfte, die sich hart im Raume stoßen, zur Verfügung haben." Noch ablehnender schrieb er an König Ludwig von Bayern 1879 von dem gelehrten Proletariat, an dem der Norden reicher sei als der Süden (1, 370), von den „studierten und hochgebildeten Herren ohne Besitz, ohne Industrie, ohne Erwerb", die das revolutionäre Ferment lieferten. Verachtung dieser Kräfte, die doch wahrlich von den Anfängen der Aufklärungsbewegung an das Größte geleistet haben, darf man ja freilich aus diesen Worten nicht herauslesen; denn sie sind durch den damaligen Zweck seiner inneren Politik und wohl auch durch den Adressaten bestimmt, wohl aber ein innerlich kühles Verhältnis.

Daß Bismarck seinen Standesgenossen sich verwandter fühlte, leugnet er selbst auch nicht. So ganz fremd waren

ihm selbst gewisse charakteristische Irrtümer desselben nicht. Er hatte 1853 mit dem damaligen Prinzen von Preußen ein Gespräch über die ländlichen Verhältnisse. Bismarck setzte ihm, der nicht dulden wollte, daß der Edelmann den Bauern schinde, dann schriftlich auseinander, daß bei der damaligen Rechtslage von Rittergütern und Bauern das gar nicht möglich sei. Das war wohl schon richtig, aber er vergaß ganz dabei, was vorhergegangen war und worunter man noch litt: die tief einschneidenden Wirkungen der Agrargesetzgebung von 1816 auf die Lage der ländlichen Bevölkerung. Charakteristisch ist auch sein Aufruf von 1848 zur Bildung einer Agrarpartei, der den Bauern von seiner materiellen Interessengemeinschaft mit dem Rittergutsbesitzer überzeugen sollte (1, 34 ff., Bismarck-Jahrbuch 6, 10 ff.). Zu viel darf man freilich nicht aus ihm herauslesen; es war mehr ein Schachzug ad hoc.[1])Er hat damals auf die politischen Vorrechte des Rittergutsbesitzers gern verzichten wollen, gewiß auch aus der sehr richtigen Einsicht, daß der Einfluß seines Standes nicht von dem Buchstaben der Gesetzgebung abhing. Er wuchs dann empor über die Atmosphäre seines Standes, d. h. er wandte die in ihm längst schon bereit liegenden Instinkte auf diejenigen Fragen an, für die sie geschaffen waren, und da diese jenseits seiner engeren sozialen Sphäre lagen, so wird ihm von nun an auch der preußische Adel nur eine Kraft neben anderen, ein Mittel zum Zweck neben anderen, dessen Schwächen, wie dessen Vorzüge er sehr kühl abwägt. Er findet ihn nicht mehr so leistungsfähig, so fruchtbar an Begabungen wie zur Zeit Friedrichs des Großen (1, 5); er ist hausbacken, er ist neidisch, wenn einer aus seiner Mitte über den Lebensabschluß einer Wald- und Wiesen-Exzellenz emporsteigt, weil er von dem mehr polnischen als deutschen Begriff der Adelsgleichheit erfüllt ist (1, 3; 2, 148). Vorzüglich ist und bleibt nur die Species des Offiziers bis zum Regimentskommandeur aufwärts, die er stellt (1, 5). Er vermißt an ihm vor allem, das fühlt man heraus, die politische Unbefangenheit und Weite des

[1]) [für den Augenblick.]

Blickes und die Ausbildung der Individualität zu eigener, selbständiger Verantwortlichkeit. Nicht gerecht wird er dagegen wieder, ähnlich wie gegenüber dem Liberalismus, den inneren geistig-sittlichen Potenzen der konservativen Partei. Er gibt zu, daß deren Opposition gegen ihn bei manchen Mitgliedern auf prinzipiellen Gründen beruhte; er findet sie „achtbar", mehr aber auch nicht (2, 147).

Wir treten über aus den Schichten der Gesellschaft in den Kreis des Staates, dem Bismarck ohne Zaudern auch die Freundschaft seiner Standesgenossen aufgeopfert hat. Aber nicht wärmer, nicht freundlicher wird hier der Ton, wenn er das preußische Beamtentum charakterisiert. Es ist der preußische Staat in Schlafrock und Pantoffeln, den er uns als Lehrer des jungen Referendars schildert. Man versteht es ja, daß ein Riese, der zum Schleudern von Felsblöcken ausgerüstet ist, nicht Chausseesteine zerklopfen mochte. Aber das Bild dessen, was das preußische Beamtentum für die innere Konsolidation des Staates geleistet hat, wird hierdurch und durch seine späteren häufigen Seitenhiebe auf die gesetzlustigen, staatsbeglückenden Geheimräte ganz verdunkelt, und vollends gar von dem Schwunge der preußischen Reformzeit, der allerdings ja damals schon stark nachgelassen hatte, ist kein Hauch zu spüren — ausgenommen natürlich den nationalpreußischen Stolz. Auf Hardenberg und Humboldt fallen nur ein paar wenig achtungsvolle Seitenblicke. Ohne rechte Freude, geschweige denn Begeisterung, eigentlich nur als Kritiker zeichnet er den Boden seiner Tätigkeit.

Mißgünstige Beurteiler könnten wieder daraus eine Geschichtsauffassung Bismarck's konstruieren, die den inneren Kräften des Staates und Volkes, den Voraussetzungen seiner Triumphe nicht gerecht würde, die den ganzen Reichtum und die Mannigfaltigkeit der letzten Jahrzehnte verengerte auf den Kampf des Gewaltigen mit einer häßlichen Hydra höfischer Intriguen und verbissenen Fraktionsgeistes. Man kann aber auch anders empfinden. Man kann sich an seiner Hand und in seiner Gedankenwelt wie im Hochgebirge vorkommen,

wo die grünen Täler dem Auge wohl zuweilen verschwinden oder nur in stumpferen Farben auftauchen, aber dem inneren Sinne doch gegenwärtig bleiben als der lebenatmende Untergrund dieser heroischen Einsamkeit. Das, was in Wahrheit an Bismarck fremdartig und besonders ist, ist nicht die selbstsüchtige Ausschließlichkeit der Eroberernatur. Es ist vielmehr die großartige Einfachheit und Ungebrochenheit seiner Instinkte. Er ist das Kind einer älteren Kulturperiode, er ist mehr ein Held Shakespeare'schen als Goethe'schen oder Schiller'schen Schlages. Er ringt nicht in inneren Zweifeln und Kämpfen mit sich selbst nach einem harmonischen Lebensideal, er dient auch nicht Prinzipien und Doktrinen, aber er dient objektiven Mächten, den einfachsten, natürlichsten, die es geben kann. Er fragt nur naiv: Was ist lebensfähig, was ist stark, was ist gesund, was fühle ich in mir selbst für starke, gesunde und kräftige Impulse, und diesen folgt er und legt auf sie den ganzen ungeheuern Druck seines Willens und Intellektes. Er ist Royalist, aber nicht aus theoretischer Überzeugung, sondern weil das preußische Königtum die gesundeste und kraftvollste Lebensmacht seiner Umwelt ist. Er sagt aber einschränkend (1, 14): „Auch die unumschränkte Autorität der alten preußischen Königsmacht war und ist nicht das letzte Wort meiner Überzeugung", d. h. er weiß auch außerhalb des Königtums, im Volksleben, lebendige Kräfte, Mannesmut, freies Urteil und Verantwortlichkeitsgefühl, die zu einer Vertretung organisiert, die Regierung kontrollieren und den ungesunden Begleiterscheinungen des Hoflebens entgegenwirken sollen. Er bringt das alles nicht, wie das der Hang des Jahrhunderts ist, in ein System, sondern sieht immer nur das Lebendige und Konkrete. Darum der scheinbare Widerspruch, daß er auf Parlamentarismus und Fraktionsgeist unbarmherzig loshämmert, während unsereins, vom skeptisch-toleranten Historismus besessen, mit mehr oder minder mildem Bedauern nur sagen würde: „Ja, lieber Gott, das ist nun einmal die üble Nebenwirkung einer sonst richtig gedachten Einrichtung." Mit konkretem Blick steht Bismarck auch der Person

des Königs gegenüber. Er ist deswegen ein so treuer Diener seines Herrn, weil dieser auch ein so treuer Herr ist. Er sagt in einer Äußerung von ganz besonderem Gewicht (2, 292), daß seine Beziehungen zu Kaiser Wilhelm nicht ausschließlich staatsrechtlicher oder lehnrechtlicher Natur gewesen seien. „Sie sind persönlich, und sie wollen von dem Herrn sowohl wie von dem Diener, wenn sie wirksam sein sollen, erworben sein." Darin findet er germanische Art im Gegensatz zum Romanen, der so etwas sogleich schabloniisiere.

In diesem Sinne germanisch ist nun auch der nationale Gedanke, der in ihm wirkt. Keine Spur von Doktrin und Theorie, nur Lebensmacht und Lebensbeobachtung. Er wägt ihn ab gegen den dynastischen Partikularismus und findet, daß der deutsche Patriotismus in der Regel, um tätig und wirksam zu sein, der Vermittlung dynastischer Anhänglichkeit bedürfe (1, 290). Bei anderen Völkern sei das anders, in Deutschland aber so. Einen Augenblick spürt er vielleicht eine modern theoretische Neigung, wenn er es mit ansieht, wie der Deutsche seinen Nachbarn mit Feuer und Schwert überziehe, wenn sein Landesherr es so gebiete, aber er setzt sofort — nicht als Skeptiker, sondern als Mann des Lebens hinzu, es sei nicht Aufgabe des deutschen Staatsmanns, die Berechtigung und Vernünftigkeit dieser Eigentümlichkeit zu prüfen (1, 293). Sein ganzes Wesen zeigt sich in dem ehrlichen Geständnis, daß er nicht wisse, ob er nicht der Welfenpartei angehören würde, wenn er als Alt-Hannoveraner geboren wäre (1, 294). Ebenso instinktiv ist sein deutsches Nationalgefühl; hinter seinen kühl abneigenden Aeußerungen darüber spürt man eine ruhige Tiefe, die ihrer selbst ganz gewiß ist.

Gegenüber solchen naturwüchsigen, schlichten und wahrhaftigen Impulsen seines Handelns sollte man nicht mehr oder doch nicht in erster Linie von Opportunismus und Utilitarismus reden. Damit machte man sich ihn verständlich gewissermaßen vom Boden des modernen, halb theoretisch, halb opportunistisch durchsetzten Parteilebens aus. Er hat sich umgekehrt sein Volk verständlich gemacht von seiner eigenen Natur aus. Er hat nicht

die ganze Fülle unserer geistigen Kultur innerlich verstanden. Das reizvolle Gekräusel der Oberfläche und wie sie Himmel und Sonne spiegelt, ließ ihn kalt; die vorübergehenden Stürme, von unfreundlichen Parteigöttern und Halbgöttern entfacht, schreckten ihn nicht. Er achtete nur auf die bleibenden, mächtigen, elementar einfachen Grundströmungen, wie er sie in sich selbst spürte. Deswegen, nur deswegen sagt er, nicht auf liberal oder konservativ komme es in erster Linie an, sondern auf die freie Selbstbestimmung der Nation und ihrer Fürsten (2, 151). Er war der großartig einfachen und aufrichtigen Ansicht, daß Stärke und Geschlossenheit der Nation das Erste und Nötigste sei. Das ist der Zweck aller Zwecke bei ihm, das A und O seines Charakters, seiner Staatsanschauung und seiner Politik. Von ihm aus meint er mit tiefem Blicke, daß man zu einer gesunden Nation das Vertrauen haben müsse, sie werde diejenigen Institutionen, die ihr auf die Dauer nicht frommten, schon aus eigener Kraft abzuschütteln wissen. Wer wollte behaupten, daß diese Maxime, so wie er sie faßte und anwandte, immer das Richtige traf oder allgemein gültig sei? Sie hat auch ihre Zweischneidigkeit. Aber das muß man festhalten, daß sie aus einer ganz und gar gesunden, einheitlichen und einfachen Grundnatur kam. Daran muß nur der zweifeln, der selbst gebrochen und ohne kraftvolle Einheit in sich ist. Ihnen ruft er zu: Get you home, you fragments! [1])

---

[1]) [Geht, fort mit Euch, Ihr Brocken! Worte der Verachtung Coriolans gegen die blöde Masse der Römer in Shakespeares Coriolan I. 1, 226.]

Heinrich von Treitschke.*)

Zum zweiten Mal binnen Jahresfrist sieht sich die „Historische Zeitschrift" ihres leitenden Herausgebers beraubt, jetzt, wo es ihr mehr als je nötig war, unter der Ägide eines wahrhaft schöpferischen Geistes die großen Traditionen der deutschen Historie zu wahren. Noch haften in dem Gedächtnis unserer Leser die ebenso allgemein bedeutenden, wie ganz persönlichen Worte, mit denen er sich vor wenig Monden bei ihnen einführte. Er erhob nicht den Anspruch, den Schwerpunkt der Historie verrückt zu haben. Die Weisheit und Bescheidenheit des gereiften Genius weilte lieber bei dem ewig Dauernden im Wechsel, und über die Jahrtausende hinweg reichte er den großen Geschichtsschreibern des Altertums die Hand. Alt und ewig neu, sagte er, ist auch die Historie. Und wie ganz eigenartig, so nie wiederkehrend, war doch auch seine ebenso weitherzige wie zusammengefaßte Art, Geschichte zu schreiben. Wer will sich vermessen, so wie er die gesammte weitverzweigte Kultur seines Volkes zu umfassen und zugleich so klar und entschieden sie zu begrenzen und unterzuordnen unter die Führung des Staates? Wie das Talent nicht wiederkehrt, so wird auch die Gunst der Zeit nicht wiederkehren, dieser ganz bestimmte Abschnitt unserer politisch-geistigen Entwicklung, von dem aus man das Verhältnis von Staat und Kultur so und nicht anders sah. —

Aber was klagen wir um den eigenen Verlust und selbst um den Verlust unserer Wissenschaft, wo ein viel größerer Besitz uns geraubt ist, wo einer der herr-

*) Historische Zeitschrift, Bd. 77. (1896).

lichsten Männer, die über deutschen Boden je gewandelt sind, hochsinnig, feurig, glaubensstark, furchtlos und großmütig, ein Führer vieler Tausende zu den Höhen des Lebens, sein Auge geschlossen hat. Der Widerspruch von Unendlichkeit und Endlichkeit im menschlichen Leben drängte sich erschütternd dem Bewußtsein auf, als wir diesen aus unerschöpflicher Fülle lebenden, immer wieder in den Gluten des Schaffens sich verjüngenden Helden sein brechendes Auge mit tiefer Lebensleidenschaft noch zum Lichte wenden sahen, wo die ihm nahe Stehenden schon lange wußten, daß die Lemuren das Grab gruben.

Wo sollen wir beginnen, um zu sagen, was er war, wie er sich entwickelt und was er geleistet hat? Ist es nicht ein einziger strahlender Glanz, der von allen seinen Schöpfungen ausgeht, von seinen ersten imponierend hervortretenden Aufsätzen aus der Zeit, da der deutsche Geist nach kurzer Ruhepause wieder nach Wehr und Waffen suchte, bis zu dem letzten, wunderbar reichen und reifen Bande seiner Deutschen Geschichte, der selbst viele seiner Gegner wieder mit ihm versöhnt hat. Ein ganz ehrlicher, gar nicht blind ihn bewundernder Kenner seiner Werke hat gemeint, diesen 5. Band habe er auch schon vor dreißig Jahren so schön vollendet schreiben können, wenn es seine Aufgabe damals gewesen wäre. Und scheint es nicht ebenso mit seiner nationalpolitischen Wirksamkeit zu sein? Wie er als junger, noch nicht dreißigjähriger Mann den deutschen Turnern die Festrede zum fünfzigjährigen Gedächtnis der Leipziger Schlacht hielt, da war es den Hörern, wie ein Zeuge damals schrieb, bald als ob der Sonnenschein über ihnen leuchte, bald wie Frühlingswehen und schließlich wie reißender Gewittersturm. Auch die Geringsten unter seinen „deutschen, geliebten Landsleuten" wollte er damals ergreifen und hat es auch getan; und hat er nicht ebenso elementar noch im vorigen Jahre, als das Gedächtnis des großen Krieges und der Reichsgründung gefeiert wurde, Hoch und Gering gepackt und entzündet zu allen männlichen Gefühlen, vom jubelnden Stolze bis zur ernsten Einkehr?

Dennoch sieht das schärfer blickende Auge sogleich auch hier Abwandlung und Entwicklung. Anders war die Mischung seiner Empfindungen zu Beginn und zu Ende seiner Laufbahn. Damals, als noch so Vieles unklar und ungewiß war und der Schutt der Vergangenheit noch bergehoch in Deutschland lag, rief er, überströmend von zukunftsvollen Gedanken und Tatkraft aus, es sei eine Lust zu leben in dieser Zeit. Und die damalige Atmosphäre, die damalige politisch-nationale Aufgabe der Deutschen, welche feurige Begeisterung, strenge Selbstzucht, nüchternen realistischen Blick und unangekränkelten Willen zur Tat zugleich von ihnen verlangte und ihnen dabei ein sichtbares, festes Ziel zeigte, war allerdings die Lebensluft, in der allein diese Natur sich so entfalten konnte. Er taugte für Zeiten der heroischen Tat, wie sie hervorbricht nach langer, säkularer Vorbereitung. Zu ihrem Herold war er geschaffen, aber nicht für verworrene Übergangsperioden, wie die heutige, die ihn drückte und bekümmerte. Als ihm unlängst ein jüngerer Freund sagte, auch in dieser Zeit sei es ihm eine Lust zu leben, da sah er ihn mit jenem freundlichen tiefen Blicke, der uns alle immer ergriff, aber doch traurig an.

Seine Gegner haben auch die Schwächen seiner Geschichtschreibung daraus herzuleiten gesucht, daß er über die Aufgaben der Zeit, in die er hineinwuchs, nicht hinausgekommen sei, daß er seine Gedanken übermäßig unter das eine Thema der nationalen Staatsgründung, der Einigung Deutschlands durch Preußen konzentriert habe und bei seiner nun einmal eingeborenen Leidenschaftlichkeit ungerecht geworden sei gegen alles, Menschen und Ideen, was sich in jenes Thema, wie er es verstand, nicht gefügt hätte. Gegen Angriffe, die selbst seine Wahrheitsliebe erfahren hat, hat man wahrlich nicht nötig, ihn zu rechtfertigen, von dessen hoheitsvoller Gesinnung alle kleinlichen Mittel und Schliche weitab lagen, der eben durch seinen innerlichen Freimut die Gemüter der Jugend an sich riß. Aber auch jene Einseitigkeit der politischen Energie, mit der er in seinem Heldenepos der deutschen Geschichte, zuweilen mit der für das Epos

charakteristischen Verbindung von Wucht und Monotonie, sein Thema durchgeführt hat, ist nicht das vornehmlich Charakteristische seines Wesens. Wer hat, wie er, den Reichtum des deutschen Lebens erfaßt? Er hat sie alle in sein Herz geschlossen, den markigen und straffen Heerführer, den stillen Künstler, der seines Gottes voll über die heimatlichen Fluren wandelt, den zähen, weitblickenden Kaufmann, den himmelan dringenden Philosophen. Wie leben und atmen sie alle durch ihn, eine unübersehbare Schar, aber er kennt jeden von ihnen, im Kerne des Wesens und in der farbigen Kleidung; wo irgend eine bescheidene Tüchtigkeit im Verborgenen sich hält, da zieht er sie hervor auch vor den Großen und Mächtigen, die sie überschatten, und löst ihnen die Zunge. Das ist nicht bloß gottbegnadete dichterische Phantasie, die diese ohne ihn vielleicht für immer vergessene Fülle der Gestalten hervorzaubert.

Es war der tiefe, leidenschaftliche Drang nach Idealen einer wahren und echten Lebensführung, einer harmonischen Menschlichkeit, der ihn von Jugend auf trieb. Die königliche Freiheit des sittlichen Menschen erstrebte er, nicht asketisch oder reflektierend, sondern mit der Glut einer Natur, die den künstlerischen Drang, die Welt in sich zu spiegeln, mit intensivem Pflichtgefühl für das Allgemeine verband. Unendlich mannigfaltig, mußte er sich als liebevoll die Welt umfassender Künstler sagen, sind die Wege, zu jener sittlichen Freiheit zu gelangen. Mit ebenso freudiger ethischer wie ästhetischer Teilnahme folgte er allen diesen verschlungenen Pfaden strebender und ehrlicher Menschen. Aber ihm ward das Geschick, in einem Gemeinwesen aufzuwachsen, das von unten her voll gesunden, praktischen Lebens, von oben her geistig gedrückt und verkümmert wurde durch ein kleinliches und schwungloses Regierungssystem. Ideenlosigkeit und materielle Wohlfahrt, diese Verbindung war ihm das Grab aller Humanität und Sittlichkeit. Zu klar war die Wurzel des Übels, die ungesunde politische Existenz, als daß er nicht fortan mit aller Energie, mit heiliger Überzeugung, den großen nationalen Staat erstreben sollte, der „etwas Größeres ist als ein Mittel

zur Erleichterung unseres Privatlebens", der Macht und Geist in sich vereinigt, der die sittliche Freiheit seiner Bürger achten und pflegen muß, weil er sich auf ihre sittliche Pflicht stützt.

Unlösbar, sagte er, ist die Verbindung politischer und persönlicher Freiheit. Das war das Ideal der Menschlichkeit, wie er es, durch Natur und Schicksal bestimmt, für sich gefunden und so verwirklicht hat, wie überhaupt ein Ideal auf Erden verwirklicht werden kann. Die Flammen sind erloschen, in denen dieser gewaltige Geist die widerstrebenden Elemente seiner Natur in täglicher Arbeit zusammenzuschmelzen bemüht war zum rein und voll klingenden Metall. Mit ehrfürchtiger Scheu treten wir, die wir im Leben bewundernd zu ihm hinaufgesehen haben, an sein Grab.

Berlin, 29. April 1896.

Jacob Burckhardt, die deutsche Geschichtschreibung und der nationale Staat.*)

Weltgeschichtliche Betrachtungen. Von Jacob Burckhardt. Herausgegeben von Jakob Oeri. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1905. 294 S.

Der Grundstock des vorliegenden Buches ist ein Kollegheft Burckhardts für seine zuerst im Winter 1868/69, dann nur noch einmal im Winter 1870/71 gehaltene Vorlesung „über Studium der Geschichte"; ein Teil davon bildete außerdem einen Zyklus von drei im November 1870 gehaltenen Vorträgen „über historische Größe" und das Schlußkapitel wurde zu einem Vortrage vom November 1871 benutzt über „Glück und Unglück in der Weltgeschichte", — etwas altfränkisch klingende Themata, wie sie schon der Geschmack der vorrankeschen Geschichtschreibung liebte. Den Vorträgen über „historische Größe" hat der Herausgeber den moderneren Titel „Das Individuum und das Allgemeine" gegeben, aber verwischt damit vielleicht etwas die ursprüngliche Fragestellung. Auch der übrige Inhalt der Vorlesung über das Studium der Geschichte ist etwas anderes, als was ein zünftiger deutscher Historiker darin wahrscheinlich bieten würde. Es ist nicht Anleitung zu gelehrter Forschung und Methode, es ist auch nicht philosophische Grundlegung der Methode, sondern es sind Beobachtungen, die den Sinn für das Geschichtliche überhaupt wecken wollen. Sie sind dann in der Haupt-

*) Historische Zeitschrift, Bd. 97. (1906.)

sache eingeordnet in einen ganz festen und übersichtlichen Gedankengang, indem er ausgeht von den drei großen Potenzen der Geschichte: Staat, Religion und Kultur und dann nacheinander die Bedingtheiten der einen durch die anderen abhandelt, — aber systematisch geschieht auch das nicht, und das Aphoristische überwiegt. Aber wie einfach und natürlich ist gerade diese Art, zum historischen Studium anzuleiten. Der Trieb des wißbegierigen Anfängers ist mehr auf das historische Schauen als auf das historische Forschen, mehr auf das Ziel als auf die Hilfsmittel zum Ziele gerichtet. Es wird ihm bei uns zwar bald und mit Recht klar gemacht, daß dies dilettantisch sei, aber es ist einem jeden zu wünschen, daß ihm während seiner kritisch-methodischen Erziehung diese dilettantische Begierde nicht ganz verloren gehe, daß ihm die Ursprünglichkeit eines universalen historischen Interesses nicht geraubt werde.

Diese Ursprünglichkeit besaß Burckhardt im höchsten Grade, und darauf beruht seine Größe und auch seine Sonderstellung inmitten der deutschen Geschichtschreibung. Gestehen wir es uns nur ruhig ein, daß die nachrankische Geschichtsforschung in Deutschland Lasten zu tragen gehabt hat, die einen Burckhardt nicht gedrückt haben. Er ging frei seinen eigenen Weg, unbekümmert um das, was seine Kollegen in Deutschland um der strengen Wissenschaft willen für nötig hielten zu betreiben. Er überließ mit großartiger Nachlässigkeit seine „Kultur der Renaissance" einem ihm selbst nicht entfernt ebenbürtigen Forscher, um ihre späteren Auflagen dem Stande der Forschung anzupassen, und entwarf dafür eine griechische Kulturgeschichte, die von den heutigen Philologen als dilettantisch gescholten wird und es von ihrem Standpunkte aus gesehen auch sein mag, — hätten wir nur mehr solcher Dilettantenwerke!

Die Lasten, deren Burckhardt sich entzog, waren aber noch andere als solche der methodischen Forschung. Und damit kommen wir zu dem, was den Leser seiner „weltgeschichtlichen Betrachtungen" vielleicht am meisten frappieren und aufregen kann. Weltgeschichtliche Betrachtungen, angestellt in einem Zeitpunkte weltgeschicht-

licher Umwälzungen, erregen die Erwartung, daß der Sinn des Betrachters auch durch die großen Vorgänge der Zeit angezogen werde, daß er sich mit ihnen abzufinden, sie in den Zusammenhang seiner geschichtlichen Auffassung zu stellen versuchen werde. Die Erwartung wird auch nicht getäuscht, und es findet sich ein besonderes Kapitel über die „geschichtlichen Krisen", und Zusätze dazu aus den Jahren 1871 und 1873 über „Ursprung und Beschaffenheit der heutigen Krisis." Auch die Hoffnung, etwas ganz Bedeutendes und Eigenes hier und in den Blicken auf seine Zeit überhaupt zu finden, wird nicht enttäuscht. Aber man sieht sofort dabei die Kluft, die seinen historischen Standpunkt von dem seiner deutschen Zeitgenossen trennt. Unser historisches Denken ist im großen und ganzen durch den Kampf um Staat und Nation entwickelt worden. Die Schule dieses Kampfes hat Burckhardt nicht mitdurchgemacht. Er hat sie sich wohl mit teils interessiertem, teils skeptischem Blicke mitangesehen, aber er hat sich wohl gehütet, auch nur so weit daran teilzunehmen, wie etwa sein Landsmann Konrad Ferdinand Meyer, der doch mit starker Gemütsbewegung die großen Geschicke der deutschen Nation miterlebt hat. Damit ist gesagt, daß eine Fülle von Erfahrungen, Eindrücken und Idealen, aus denen sich unsere historischen Begriffe und Urteile genährt haben, für Burckhardt nicht existiert. Weder atmet er die Luft der großen politischen Weltverhältnisse, die Ranke geatmet hat, noch hat er sein Herz an die Vervollkommnung des Staates überhaupt gehängt, und die Macht, die das Wesen des Staates ist, nennt Burckhardt mit Schlosser, aber in größerem und zugleich stechenderem Sinne als dieser, „böse an sich". Mit charakteristischer Kälte sagt er (S. 32) von dem Großstaate, daß er in der Geschichte vorhanden sei „zur Erreichung großer äußerer Zwecke", während der Kleinstaat da sei, damit ein Fleck auf der Welt sei, wo die größtmögliche Quote der Staatsangehörigen Bürger im vollen Sinne seien; durch seine wirkliche Freiheit wiege der Kleinstaat „die gewaltigen Vorteile des Großstaates, selbst dessen Macht, ideal völlig

auf." An dem Zeitalter des Absolutismus ist ihm der bloße öde Machtgenuß" widerwärtig, aber man würde fehlgehen, wenn man nun etwa für den modernen liberal reformierten Nationalstaat wärmere Worte erwartete. Macht ist ihm eben „böse an sich", gleichviel wer sie ausübe, und das moderne Treiben der Völker zur Einheit und zum Großstaate sei „einstweilen in seinen Gründen noch streitig und der Ausgang noch dunkel" (S. 96). Man perhorresziere das kleinstaatliche Dasein wie eine bisherige Schande, man wolle nur zu etwas Großem gehören und verrate damit deutlich, daß die Macht das erste, die Kultur höchstens ein ganz sekundäres Ziel sei. Unfehlbar, meint er, gerate man dabei in die Hände ehrgeiziger Dynastien oder einzelner „großer Männer", d. h. „solcher Kräfte, welchen gerade an dem Weiterblühen der Kultur am wenigsten gelegen ist".

Das sei, wird man vielleicht sagen, die Abneigung des Kulturmenschen und des Kulturhistorikers gegen den Politiker und den politischen Historiker. Aber wie anders und eigenartig ist nun auch der Kulturbegriff Burckhardts gegenüber der gewöhnlichen Kulturschwärmerei. Auch die sogenannte moderne Kultur findet in ihm einen höchst pessimistischen Beobachter. Er spöttelt über die modernen großstädtischen Konzentrationen, er spöttelt über Buckles Erkundigung nach moral progresses[1]) „Gegenwart galt eine Zeitlang wörtlich gleich Fortschritt, und es knüpft sich daran der lächerliche Dünkel, als ginge es einer Vollendung des Geistes oder gar der Sittlichkeit entgegen" (S. 258). Kultur ist ihm vielmehr „die ganze Summe derjenigen Entwicklungen des Geistes, welche spontan geschehen und keine universale oder Zwangsgeltung in Anspruch nehmen". Das heißt, es bäumt sich auch der Kulturmensch in ihm gegen diejenige Kultur auf, die sich anschickt, Macht zu werden und den einzelnen zu regieren und zu zwingen, und er sieht im Gegensatz dazu echte Kultur auch in ganz primitiven Zeiten eines „einfachen, kräftigen Daseins" lebendig. „Der Geist war schon früh komplett!"

[1]) [moralischen Fortschritten.]

Man wird nach solchen Einblicken in seine persönlichsten Werturteile den besonderen Boden, auf dem seine großen Werke gewachsen sind, erst ganz verstehen. Es würde eine Aufgabe von höchstem Interesse sein, diesen Boden auf seine geistigen Bestandteile hin näher zu untersuchen. Carl Neumann hat früher schon auf merkwürdige Anklänge an die Geschichtsauffassung der Aufklärungszeit in den moralisierenden Urteilen Burckhardts hingewiesen; auch seine Antipathie gegen den Machtstaat könnte daran erinnern. In seinen Vorstellungen vom Wesen der Kultur und ihres Verhältnisses zum Staate glaubt man bald Rousseau, bald Wilhelm v. Humboldt nachwirken zu sehen. Auch die Romantik hat mitgewirkt, und man kann — ich hoffe das an anderer Stelle zu zeigen — höchst interessante Berührungen mit den Urteilen des Restaurators der Staatswissenschaften, seines Schweizer Landsmanns Karl Ludwig von Haller nachweisen. Daß überhaupt der besondere und zur selbständigen Fortentwicklung älterer Keime höchst geeignete Boden der Schweiz bei Burckhardt überall durchschimmert, braucht kaum gesagt zu werden. Hier genoß er zugleich Deckung vor den politischen und nationalen Machtkämpfen des übrigen Europas, und freie Aussicht auf alles Kulturleben der Gegenwart und Vergangenheit. Ein für die Kontemplation ungemein günstiger Standpunkt, und Burckhardt hat diesen Vorteil mit voller Seele genossen. Er sah in der Kultur des 19. Jahrhunderts den höchsten, eigentlich den einzigen reinen Gewinn „auf Seite der Betrachtenden" und in der Fähigkeit des universalen Mitgefühls, die sie entwickelt hat, und er hat, obgleich ihm alle übrigen Resultate dieser Kultur mehr oder weniger zweifelhaften Wertes waren, doch diese Betrachtung in großem und freiem, allem Menschlichem sich öffnenden Geiste geübt. So spüren wir in allen seinen Urteilen und Auffassungen eine Frische und Ungebrochenheit, eine Freiheit von Schulmeinung und Konvention, eine Selbstständigkeit gegenüber den großen Zeitströmungen, wie wir sie seit Ranke bei keinem deutschen Historiker wieder erlebt haben. Wir tragen alle in unserem historischen

Denken die Spuren und Narben der politischen und sozialen Kämpfe einer großen Nation, — Burckhardt war von ihnen frei. Wir sind alle „kollektiver" in unserem Denken als er. Das ist es, was ihn für uns so ungemein lehrreich und ergiebig macht. Aber indem wir seine Stärke bewundern, brauchen wir uns auch unserer eigenen Schwachheit nicht zu schämen, denn sie ist die Folge einer auch in Burckhardts Sinne unabweisbaren und großen geschichtlichen Notwendigkeit. Und wir können ihm vielleicht auch das dabei entgegenhalten, daß man nicht nur durch reines Betrachten, sondern auch durch Miterleben zur Erkenntnis kommen kann, daß manche Seiten der Dinge sich nur dem aufschließen, der an ihnen mitgestrebt und geschaffen hat. Mit der reinen Kontemplation ist es eben auch nicht immer getan. Sie kann, wenn sie sich gar zu fern vom Leben ihrer Zeit hält, zu einer egoistischen Selbstgenügsamkeit werden, und mancher wird vielleicht schon finden, daß Burckhardt dieser Gefahr unterlegen ist. Wir glauben das nicht, wir halten seine weltgeschichtliche Betrachtungsweise zwar nicht für die einzig berechtigte, aber für eine überaus wertvolle. So wird unsere deutsche, am Staate und an der Nation orientierte Geschichtsauffassung zwar von der Kulturgeschichte im Burckhardt-Sinne immer zu lernen haben, aber auch sich selbstständig neben ihr behaupten können.

Inhaltsverzeichnis.

Vaterländische und religiöse Erhebung am Anfang des XIX. Jahrhunderts 1
Heinrich und Amalie von Beguelin 43
Boyen und Roon 56
Die Gedanken und Erinnerungen Bismarcks 71
Heinrich von Treitschke 91
Jacob Burckhardt, die deutsche Geschichtschreibung und der nationale Staat 99

Verlag von Velhagen u. Klasing
in **Bielefeld** und **Leipzig**.

Das Zeitalter der deutschen Erhebung
(1795—1815).
Von Professor Dr. **Friedrich Meinecke.**
Monographien zur Weltgeschichte Band 25.
Mit 78 Abbildungen und 10 Faksimiles.
Bibliothek-Ausgabe. Preis gebunden 4 Mark.
Geschenk-Ausgabe. Preis geb. 5 Mark.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in **Stuttgart** und **Berlin**.

Friedrich Meinecke.

Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmann'sche Bund.
Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Bewegungen in Deutschland im Zeitalter der Befreiungskriege.
Geheftet **2,—** M.

Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen.
Zwei Bände. Mit einem Bildnis in Lichtdruck.
Geheftet **20,—** M. ✶ In Leinenband **22,—** M.

Im Verlage der

Bibliographischen Anstalt
Adolph Schumann in Leipzig

erschienen:

Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts in Wort und Bild. Herausgegeben von Pastor C. Werckshagen. Groß-Quart, 1200 Textseiten, über 2000 Illustrationen, 50 Kunstbeilagen. 2 Prachtbände, Preis 30,— M. (früher 60,— M.)

Bismarck-Denkmal für das deutsche Volk. Begonnen von Arthur Mennell, fortgeführt von Bruno Garlepp. 470 Seiten, Groß-Quart auf Kunstdruckpapier gedruckt, mit 20 farbigen, doppelseitigen Kunstbeilagen, 735 Vollbildern und Textillustrationen. In Prachtband gebunden 24,— M.

Unser Preußen. Die Entwicklung des preußischen Staates unter der 200jährigen Königsherrschaft der Hohenzollern. Von L. Hoffmeier. Eine volkstümliche Geschichte Preußens mit zahlreichen Illustrationen, Skizzen, Plänen und Karten. In Leinenband 4,— M.

Ferdinand Hirts historische Bildertafeln. Für die Belebung des geschichtlichen Unterrichts herausgegeben. Mit 25 Tafeln, Illustrationen und erläuterndem Text. Groß-Quart. In Leinenband 7,50 M.

Durch ganz Italien. Sammlung von 2100 Autotypien italienischer Ansichten, Volkstypen und Kunstschätze mit erläuterndem Text auf feinstem Kunstdruckpapier. Quer-Folio, in Prachtband, Preis 42,— M.

Ein Ausflug nach Italien. 600 Photos der Hauptsehenswürdigkeiten mit Text. Elegant gebunden 18,— M.

Tirol, Salzburg, Oberbayern. 325 Ansichten nach Original-Aufnahmen mit einführendem Text. Quer-Folio in modernem Leinenband. Preis 20,-- M.

An den Ufern des Rheins. Vom Bodensee bis zu den Niederlanden. 550 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen mit Text. Elegant gebunden 15,— M.

Botanisches Bilderbuch für Jung und Alt. Von Franz Bley. 432 rheinische Pflanzenbilder in farbigem Aquarelldruck auf 48 Tafeln. Mit erläuterndem Text von G. Berdrow. 2 Bände. Preis jedes Bandes gebunden 4,50 M.

Im Verlage der

Bibliographischen Anstalt
Adolph Schumann in Leipzig

erschienen:

Philipp Galens gesammelte Schriften:
Neue Ausgabe. 1. Serie.

Band 1/2: Der grüne Pelz. Roman. Geheftet 5,— M., elegant gebunden 6,— M.

Band 3/4: Der Strandvogt von Jasmund. Geschichtliches Lebensbild aus der Okkupationszeit der Insel Rügen durch die Franzosen von 1807—1813. Mit Biographie Galens von seiner Tochter, Frau Else Galen-Gube. Geheftet 5,— M., elegant gebunden 6,— M.

Band 5/6: Die Tochter des Diplomaten. Roman. Geheftet 5,— M., elegant gebunden 6,— M.

Band 7: Der Irre von St. James. Aus dem Reisetagebuch eines Arztes. Geheftet 3,— M., elegant gebunden 4,— M.

Band 8/9: Der Löwe von Luzern. Roman. Geheftet 5,— M., elegant gebunden 6,— M.

Band 10: Jane, die Jüdin. Roman. Geheftet 2,50 M., elegant gebunden 3,50 M.

Band 11: Das Irrlicht von Argentières. Roman. Geheftet 3,— M., elegant gebunden 4,— M.

In Kürze erscheinen: Die Moselnixe — Walter Lund.

Balduin Möllhausen:

Kaptein Meerrose und ihre Kinder. Erzählung. 2. Auflage. Geheftet 5,— M., gebunden 6,— M.

Jerome K. Jerome:

Drei Mann in einem Boot (vom Hunde ganz zu schweigen). Autorisierte Uebersetzung von A. und M. Springer. 7.—12. Tausend. Geheftet 2,— M., gebunden 3,— M.

Fedor von Zobeltitz:

Die Perrücke der Prinzessin Nowischkin. Eine abenteuerliche Geschichte aus dem Rokoko. 4. Auflage. 2,— M.

Otto Ludwig:

Zwischen Himmel und Erde. Mit Illustrationen von Anton C. Baworowski. Quart. Elegant gebunden 10,— M.

Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin.

Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte.

Herausgegeben von

G. v. Below und **F. Meinecke,**

Professoren an der Universität Freiburg i. Br.

Bis jetzt sind folgende Bände erschienen:

1. **Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker** vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von Dr. Alwin Schultz, Professor an der deutschen Universität zu Prag. VIII u. 432 S. gr. 8°, reich illustriert Preis brosch. M. 9,—. In Ganzleinen geb. M. 10,50.
2. **Geschichte des späteren Mittelalters** von 1197 bis 1492. Von Dr. Johann Loserth, Prof. an der Universität Graz. XV u. 727 S. 8°. Preis brosch. M. 16,50, eleg. geb. M. 18,—.
3. **Historische Geographie.** Von Dr. Konrad Kretschmer, Lehrer an der Kriegsakademie und Professor an der Universität Berlin. VII u. 650 Seiten 8°. Preis brosch. M. 15,—, elegant geb. M. 16,50.
4. **Allgemeine Münzkunde u. Geldgeschichte** des Mittelalters und der neueren Zeit. Von Dr. A. Luschin von Ebengreuth, Universitätsprofessor in Graz. XVI u. 286 Seiten 8°. Mit 107 Abbildungen. Preis brosch. M. 9,—, in Ganzleinen geb. M. 10,50.
5. **Geschichte des europäischen Staatensystems** von 1660–1789. Von Dr. Max Immich, weil. Privatdoz. an der Universität Königsberg i. Pr. XIII u. 462 S. 8°. Preis brosch. M. 12,—, geb. M. 13,50.
6. **Handelsgeschichte der romanischen Völker** des Mittelmeergebiets bis zum Ende der Kreuzzüge. Von Prof. Adolf Schaube, Gymnasial-Oberlehrer in Brieg. XX u. 816 Seiten. Preis brosch. M. 18,—, geb. M. 20,—.
7. **Urkundenlehre.** Erster Teil: Die Kaiser- und Königsurkunden in Deutschland, Frankreich und Italien von Wilhelm Erben, mit einer Einleitung v. Oswald Redlich. X u. 369 Seiten 8°. Preis brosch. M. 10,—, geb. M. 11,50. — Zweiter Teil: Die Papsturkunden von Dr. Schmitz-Kallenberg und die Privaturkunden von O. Redlich in Vorbereitung.

Forschungen zur Geschichte Bayerns,

Vierteljahresschrift. Unter Mitwirkung namhafter Ge
lehrter herausgeg. von Michael Döberl und Karl vo
Reinhardstöttner. Preis per Band (4 Hefte à 5 Boge
8°) M. 8,—.

Historische Zeitschrift.

Begründet von Heinrich v. Sybel. Unter Mitwirkun
namhafter Gelehrter. Herausgeg. von Friedrich Meineck
Dritte Folge. Jährl. 2 Bände zu je 3 Heften = 1440 S
8°. Preis eines Bandes M. 14,—.

Ermäßigte Preise für ältere Bände: Zweite Folg
Bd. 1—60 (der ganzen Reihe Bd. 36—96) komple
mit Register statt M. 692,— nur M. 225,—. Einzeln
Bände dieser Folge (mit Ausnahme der seit 1900 e
schienenen) statt M. 11,25 nur M. 5,—.

Die Begründung des Deutschen Reiches,

durch Wilhelm I. vornehmlich nach den preußische
Staatsakten von Heinrich von Sybel.

Neue billige Ausgabe. Mit dem Bildnis der Ver
u. ausführl. Sachreg. 7 eleg. Gzlbde. Preis M. 24,5

Mein Kriegstagebuch

aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870—71. Vo
Dietrich Freiherrn von Laßberg, K. B. Oberleutnant a. D
VIII u. 347 Seiten gr. 8°. Preis eleg. geb. M. 6,5

Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens

im Zusammenhange der Kulturentwicklung. Von Albrec
Stauffer. LXX und 595 Seiten 8°. Preis bros
M. 7,—, in Leinwand geb. M. 8,50.

Vorträge und Aufsätze.

Von August Kluckhohn, weiland o. ö. Prof. in Göttinge
Herausgegeben von K. Th. Heigel und Ad. Wred
509 S. 8°. Preis M. 6,50.

#/12/55 M.O.

636282

Meinecke, Friedrich
Von Stein zu Bismarck.

HG
M5144vo

DATE

NAME OF BORROWER

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED